Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 124 (1979)

Heft: 17: Schulpraxis : Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs

Sonderheft: Schulpraxis : Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

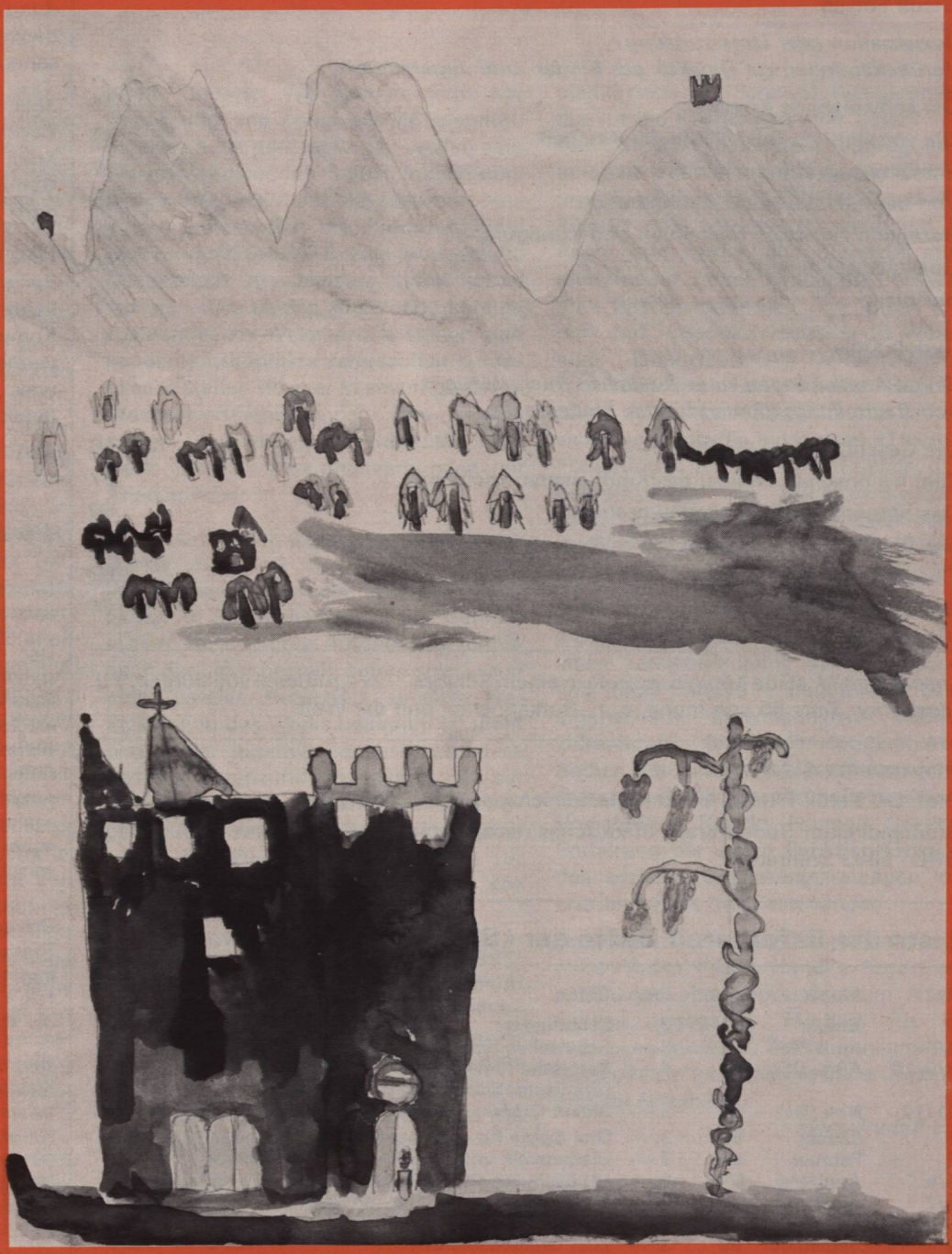
Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische
Lehrerzeitung
Zeitschrift für Bildung, Erziehung, Unterricht · Organ des Schweizerischen Lehrervereins

Sonderausgabe ‹Schulpraxis› · Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins

SLZ 17, 26. 4. 79



Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs

Schulpraxis / Schweizerische Lehrerzeitung — Nr. 17

Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins **26. April 1979**

Die «Schulpraxis» wird laufend im Pädagogischen Jahresbericht (Verlag für pädagogische Dokumentation Duisburg) bibliographisch nachgewiesen

Redaktion des «Schulpraxis»-Teils: H. R. Egli, 3074 Muri BE
Druck und Spedition: Eicher & Co, 3001 Bern

Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs

Gerolf Fritsch

Sozialisation oder Unterstützung?
Vorüberlegungen zur Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs

Der schweigende Körper 46
Die verschüttete Geschichte der Kindheit 46
Schlüsselbegriff Interaktion 47
Von der Interaktion zur Konfiguration 49
Rezeption zwischen Interaktion und Konfiguration 50
Qualitätsbestimmung 50
Beispiele 53

Rudolf Kreis

Einige Anmerkungen zu verlässlichen Interpretations- und Beurteilungskriterien für das Kinderbuch

Die Geschichte der Kindheit 56
Zum historischen Wandel des Kindheitstraumschemas 57
Das bürgerliche Kindheitstraumschema 60
Die Dialektik von Zerwürfnis und Wunsch in zwei Kinderbüchern 62
Christa Wolf: Tabula rasa 63
Texte von Jürgen, 8 Jahre 64

Umschlagbild: «Eine Königin wohnte in einem Schloss . . .» – Aquarell von Jürgen, 7 J.
Illustration Seite 55 von Ingrid, 5 J.: Rotkäppchen und der Wolf.

Adressen der Autoren

Prof. Dr. Gerolf Fritsch, Bündner Lehrerseminar, CH - 7000 Chur

Studiendirektor Rudolf Kreis, Städtisches neusprachliches Gymnasium, BRD - 5603 Wülfrath

Liste der lieferbaren Hefte der «Schulpraxis» (Auswahl)

Nr.	*Monat*	*Jahr*	*Preis*	*Titel*
1	Januar	68	2.—	Schultheater
4/5	April/Mai	68	3.—	Schulschwimmen heute
8/9/10	Aug.–Okt.	68	4.—	Bernische Klöster II (Bernische Klöster I, 4/5, 1958 vergriffen)
11/12	Nov./Dez.	68	3.—	Simon Gfeller
1	Januar	69	3.—	Drei Spiele für die Unterstufe
2	Februar	69	2.—	Mathematik und Physik an der Mittelschule
4/5	April/Mai	69	2.—	Landschulwoche im Tessin
6/7	Juni/Juli	69	2.—	Zur Erneuerung des Rechenunterrichtes
8	August	69	1.50	Mahatma Gandhi
9	September	69	3.—	Zum Grammatikunterricht
10/11/12	Okt.–Dez.	69	4.—	Geschichtliche Heimatkunde im 3. Schuljahr
1/2	Jan./Febr.	70	4.—	Lebendiges Denken durch Geometrie
4	April	70	1.50	Das Mikroskop in der Schule
8	August	70	1.50	Gleichnisse Jesu
11/12	Nov./Dez.	70	3.—	Neutralität und Solidarität der Schweiz
1	Januar	71	1.50	Zur Pädagogik Rudolf Steiners
2/3	Febr./März	71	3.—	Singspiele und Tänze

Fortsetzung 3. Umschlagseite

Hinweis auf

Veröffentlichungen

der Autoren dieses Hefts

Die Verfasser der beiden Beiträge zur Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs sind Germanisten und als Gymnasiallehrer ausgebildet (Referendarausbildung). Beide praktizierten auf verschiedenen Schulstufen, auch in der Erwachsenenbildung und -ausbildung.

Jetzt unterrichtet Gerolf Fritsch am Bündner Lehrerseminar Chur, Rudolf Kreis am Städtischen neusprachlichen Gymnasium Wülfrath (nö. v. Düsseldorf).

Dem Redaktor der «Schulpraxis» liegt daran, dass sich der Leser ins Bild setzen kann über die Interessengebiete und Kompetenzbereiche der Autoren. Deshalb vermitteln wir im folgenden einen Hinweis auf ihre literatur- und sprachdidaktischen Veröffentlichungen.

Gerolf Fritsch

Die deutsche Ballade. Zur Praxis des Deutschunterrichts. Metzler Verlag, Stuttgart 1976.

Der literaturdidaktische Kurs zeigt Entstehung, Entwicklung und Verzweigung einer literarischen Reihe auf. Der Verfasser wendet ideologiekritische Verfahren auf ein ideologisiertes Genre an und orientiert den didaktischen Ansatz an Herders sprach- und dichtungstheoretischer Position. Er bringt Modellanalysen vom rätoromanischen St.-Margaretha-Lied bis Biermann, ferner Aufgabenvorschläge und Materialien.

Die «Disproportion» in Goethes «Torquato Tasso» – Schillers «Don Carlos» – Familientragödie oder Staatsdrama? In: Heinz Ide (Hg.), Projekt Deutschunterricht 7, Literatur der Klassik I. Metzler 1974.

Die beiden Arbeiten zeigen, dass uns die Klassiker auch heute noch etwas zu sagen haben. Der Beitrag zu «Tasso» entwickelt Ansätze zu einer historisch-tiefenpsychologischen Deutung, der zu Schillers «Don Carlos» ist als literatursoziologische Unterrichtsreihe abgefasst. Wie die weiteren Beiträge in den Projekt-Bänden mit Aufgabenvorschlägen und Materialienteil.

Das soziale Gedicht – fünf Gedichte von Brentano bis Enzensberger. Projekt Deutschunterricht 8, Politische Lyrik. Metzler 1974.

Ein didaktisches Modell mit einem 40seitigen Materialienteil von der Antike bis Golo Mann.

Schulpraxis / Schweizerische Lehrerzeitung — Nr. 17 — 26. April 1979

Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins

Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs

«So bin ich und so hat er mich hinzunehmen», mutet Georg in «Das Urteil» (1913) von Kafka seinem Freund in Petersburg zu. Und er fügt bei: «Ich kann nicht aus mir einen Menschen herausschneiden, der vielleicht für die Freundschaft mit ihm geeigneter wäre, als ich es bin.»

Das Ich, das ich bin – das Ich, das andere in mir sehen, zu dem andere mich stempeln wollen: Ursache von Konflikten zwischen Menschen gleichen und ungleichen Alters, wesentliches Spannungselement vieler literarischer Werke. Kürzlich ist ein Band mit sieben Beiträgen zum Thema *Konflikt und Begegnung der Generationen* (1) erschienen. Einer dieser Beiträge ist betitelt: *Darstellung der Entfremdung zwischen den Generationen bei jungen Schweizer Autoren*. Geschrieben hat ihn Pankraz Blesi, Dozent für Didaktik des Deutschunterrichts am Oberseminar des Kantons Zürich. Die Auseinandersetzungen zwischen den Generationen stellt er dar «im umfassenderen Rahmen der Frage nach dem Selbstverständnis des Menschen und nach menschlichen Formen des Zusammenlebens in unserer fortgeschrittenen Industriegesellschaft». Als Ansatzpunkt wählt Blesi Texte von Paul Nizon und Peter Bichsel. Er folgt der Hypothese, im Generationenkonflikt zeige sich nur auf besonders augenfällige Weise ein Problem, das heute alle Menschen quer durch die Generationen betreffe. Dabei geht es «um die allen gemeinsame Sprache und um die Art und Weise, wie die Menschen miteinander reden».

Bereits die Generation Walsers und Zollingers hielt sich auf Distanz zur Gesellschaft. Max Frischs *Stiller* bringt die Problematik in konzentrierter Form zum Ausdruck: «Ich bin nicht Stiller!» – ich bin nicht der, für den ihr mich haltet, zu dem ihr mich machen wollt; ich kann nicht aus mir einen Menschen herausschneiden, der euch passt. Wer sich selbst finden will, sieht sich immer wieder beirrt, behindert und stigmatisiert durch die Vorurteile anderer. Wir suchen nicht nur Anpassung und somit soziale Identität, sondern auch personale. Wir wollen sein wie kein anderer, Ich-Selbst, Individuum, moi-même. «Die soziale Identität hingegen repräsentiert die Anforderungen, welche verschiedene Bezugsgruppen, die Gesellschaft im weitesten Sinne, an es stellen. – Die beiden Ansprüche können zueinander im Widerspruch stehen und so Identitätskonflikte verursachen. Andererseits stehen sie aber in einem positiven Wechselverhältnis, indem ihre gegenseitige Vermittlung Ich-Identität herstellt: Selbstsein ist eng verbunden mit Anerkanntsein.»

Blesis Untersuchungen zeigen, dass die Darstellung und Bewältigung dieses Widerspruchs eine der zentralen Aufgaben im Schaffensprozess von Schriftstellern ist. Vor diese Aufgaben ist mithin auch der Leser gestellt, sofern sein Lesen nicht passive Rezeption, sondern Re-Produktion des Werks bedeutet. Ist nicht bereits der jugendliche Leser an diese Aufgabe heranzuführen? Dürfte sich ein wesentliches Qualitätskriterium des Jugendbuchs aus der Frage ergeben: Was leistet das Werk für einen Beitrag zur Selbstfindung, zur Selbstbefreiung des Heranwachsenden?

Eine Gegenposition zu diesem gesellschaftskritischen Ansatz bezeichnet Konrad Widmer als «anthropologisch-gesellschaftserhaltende Jugendliteratur» (2). Ist die Gegenüberstellung nicht irreführend, weil es in aller ernst zu nehmenden Literatur sowohl um das Erhalten wie um das Verändern geht?

Die Polarisierung von Erhalten und Verändern, das Entweder-Oder zwischen Anpassung und Widerstand ist pädagogisch nicht verantwortbar. Nach der antiautoritären Welle scheinen die «Erhalter» wieder am Zug zu sein. Wenn beispielsweise *Christa Meves* für den Mut zur Erziehung durch das Vorbild von Eltern und Lehrern plädiert: gut, soweit sie eine autoritative und keine autoritäre Erziehung meint (nach J. R. Schmid). Wer garantiert das für die Meinungen ihrer Leser? – In seinem bedenkenswerten Vortrag «Kriterien zur Beurteilung erzählender Kinder- und Jugendbücher» (3) gesteht *H.-Ch. Kirsch:* «Mir wird angst, wenn ich als Autor und Lektor seit nunmehr etwa zweieinhalb Jahren beobachte, mit welcher Geschwindigkeit (. . .) in der Kinder- und Jugendliteratur sich die Wende vom Emanzipatorisch-Demokratischen zum Nostalgisch-Unverbindlich-Reaktionären vollzieht.» Man dürfte und müsste sich fragen, ob die einseitigen «Erhalter» Folgerungen aus der Einsicht ziehen, dass Leseerziehung von Sozialisierungsprozessen in *beiden* Dimensionen, der individuellen und der sozialen, nicht zu trennen ist.

Sollte Lesen nur der Ein- und Anpassung dienen, dann liessen sich die Leitideen eines Lesecurriculums satirisch fassen wie folgt: Embryo – Beginn der Leibeigenschaft; Sprechenlernen bedingt Hörenlernen – Beginn der Hörigkeit; Austreiben des primären, eigentlichen Ich – Prägung durch gesellschaftserhaltende Vorschriften, Regeln, Normen, Gesetze; Entfaltung der vollen Funktionsfähigkeit des sozialen, anpassungsfreudigen Ich; Lob und Preis des Bestehenden . . .

Entwürfe einer derart fundierten Welt haben Kafka, Frisch, Handke, Kunze und andere als abschreckende, zum Nachdenken anregende Modelle für Erwachsene gestaltet. Sollen ähnliche Anregungen zur Ich-Findung in der Jugendliteratur fehlen?

Hans Rudolf Egli

(1) P. Blesi / U. P. Lattmann (Hg.): Konflikt und Begegnung der Generationen, Klett & Balmer, Zug 1979.

(2) Schulpraxis / SLZ Nr. 4, 26. 1. 1978: Die Jugendlektüre in der Lehrerbildung.

(3) SLZ 11, 15. 3. 1979, S. 420–423.

Gerolf Fritsch:

Sozialisation oder Unterstützung? Vorüberlegungen zur Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs

Als PESTALOZZI seine berühmte Formel der Zusammengehörigkeit von «Kopf, Herz und Hand» prägte, meinte er nichts anderes als den ganzen Menschen. Im Sinn ROUSSEAUS und HERDERS richtete er diese Formel der Totalität gegen die im Vorfeld der Industrialisierung heraufziehenden, die menschliche Lebenswelt zersplitternden Tendenzen. – Dass wir dem Kopf den Intellekt, dem Herzen die Gefühle zuordnen, ist altbekannt und aus PESTALOZZIS Formulierung klar ersichtlich; vergessen wird meist, dass die Hand den Körper repräsentiert und dass sie in dieser Zuordnung doppeldeutig ist, wie aus ihrer Funktion des Greifens und Begreifens erhellt: Das körperliche Organ vermittelt den Begriff, vermittelt Bewusstsein.

Der schweigende Körper

Als NIETZSCHE gegen Ende des letzten Jahrhunderts den «Leib» als die «grössere Vernunft» bezeichnet, war die geschichtliche Zeit vorangerückt. NIETZSCHE gewinnt sein Verständnis der Bedeutung des Leibes aus einer überlegenen Kenntnis der abendländischen Tradition; er entdeckt, dass sich bereits im klassischen Griechenland, angeleitet von der Macht des Logos, des Verstandes und der Vernunft, eine Abwendung vom Körper oder auch eine Wendung gegen den Körper vollzogen haben muss (wie sie sich zum Beispiel in der Verachtung des Handwerks bekundet), die von da an den weiteren Verlauf unserer Geschichte bestimmt und durch deren Auswirkung der Körper zunehmend als unsere innere Natur so wie die äussere um uns herum unter wechselnden Rechtfertigungen zum Objekt gemacht wird. Trotz solcher Erkenntnisse, die durch weitere Namen belegt werden könnten, haben wir diesen für unsere Kultur grundlegenden Tatbestand bis vor kurzem weitgehend verdrängt. Im letzten Jahrzehnt erst entwickeln sich, mehr oder minder systematisch und von verschiedenen methodischen Ansätzen her, die historischen Körperwissenschaften, denen die genetische (Tiefen-) Psychologie, zurückgreifend auf die Entdeckungen Freuds, um einige Jahrzehnte voranging. Nicht zufällig setzt zum selben Zeitpunkt auch der natürlichen Umwelt gegenüber unser ökologisches Bewusstsein ein. Das Schweigen des Körpers und das Schweigen der Natur, die fraglose Beherrschung beider entsprechen einander wie unsere plötzliche Hellhörigkeit nach beiden Seiten hin, als in der zivilisatorischen Ausnutzung der natürlichen Hilfsquellen eine kritische Grenze erreicht scheint, bei deren Übertretung der Verlust der Umwelt wie der des Körpers droht.

«Die unterworfene, ausgebeutete Natur ist nicht mehr die Natur, die beherrschbar wäre, sondern eine ‚Müllgrube' lähmender Rückschläge. Andrerseits entzieht das stumme Substrat den erkennenden Individuen . . . den Grund und damit die Identität. Die Spaltung, Fragmentarisierung und Zersetzung der ganzen Personen schreitet fort. Objektiv und subjektiv muss der Mensch ohne den tragenden Körper, ohne die ‚gute' Natur von der Bildfläche der Erde verschwinden . . . Wirtschaftskrisen und Lernkrisen, längst nicht mehr zyklisch sondern konstitutionell, sind Symptome einer sich andeutenden Blockade ungeheuerlichen Ausmasses, die keinen Sinn mehr hat, also auch nicht – wie Grenzen bisher – produktiv genutzt werden kann. Schon schwinden auch die Sinne (solche des Körpers), die derartiges wahrnehmen könnten. Es scheint, dass der Körper nun endgültig nicht mehr mitspielt (1).»

In den nächsten Abschnitten werden wir uns folgende Fragen stellen:

- Wie steht es um die Geschichte des Kindes innerhalb der Geschichte des schweigenden Körpers?
- Welchen Stellenwert besitzt in unserem Zusammenhang der Interaktionsbegriff, welche Aspekte begründet er und schliesst er ein?
- Welche Qualitäten erwarten wir in diesem Erkenntnishorizont von fiktionaler Literatur (Dichtung)?
- Was können wir unter den entwickelten Perspektiven über den Wert des künstlerischen Buchs für das Kind und den Jugendlichen zusammenfassend sagen (2)?

Die verschüttete Geschichte der Kindheit

«Kinder sind unsere natürlichen Feinde.»

Michael Ende, Momo

Das historische Schicksal des menschlichen Körpers besitzt seine schrecklichste Dimension in der Geschichte des kindlichen Körpers. Die Aufdeckung ihrer Spuren, die gleichzeitig mit den Untersuchungen der allgemeinen historischen Körperwissenschaften in den letzten Jahren eingesetzt hat, lässt an diesem Umstand keinen Zweifel. PHILIPPE ARIES' bereits klassische «Geschichte der Kindheit» (3) kann als idyllischer Bericht erscheinen im Vergleich zu den Forschungsergebnissen, die eine Gruppe angelsächsischer Autoren zur Geschichte der Interaktionsverhältnisse zwischen Erwachsenen (Eltern) und Kindern seit spätrömischer Zeit vorgelegt hat (4). Aus ihnen geht hervor, dass die körperliche Vernichtung die Kinder nicht etwa verschonte, sondern zuallererst betraf, insbesondere die weiblichen Geschlechts. – Erst im vierten nachchristlichen Jahrhundert (374) wird vom Gesetz die Kindestötung als Mord verurteilt. Praktiken der offenen Tötung werden von solchen versteckter Art begleitet: der Aussetzung, des Verlierens und Wegwerfens, aber auch des Verkaufs (in Russland erst im 19. Jahrhundert verboten). Offensichtlich vermochte die Kirche die Zustände nur langsam zu bessern. Wahrscheinlich ist der Kindesmord vor dem 16. Jahrhundert nur ab und zu bestraft worden. Daneben einher läuft die unerforschte Geschichte des sexuellen Missbrauchs von Kindern, die Geschichte des Strafens und der Züchtigung, der sklavischen Arbeit, der Greuel der Findelhäuser. Noch im 18. Jahrhundert hat ein grosser Pädagoge, der zum Umdenken im Verhältnis zu unseren Kindern nicht wenig beigetragen hat, seine fünf illegitimen Kinder in das Findelhaus getan: JEAN-JACQUES ROUSSEAU. Andrerseits umschreibt schon im Jahre 1400 der Italiener MORELLI das Kardinalproblem:

«Du liebtest ihn, benutztest deine Liebe jedoch nie dazu, ihn glücklich zu machen; du behandeltest ihn mehr wie einen Fremden denn wie einen Sohn; du schenktest ihm niemals eine Stunde der Ruhe . . . Du gabst ihm niemals einen Kuss, wenn er es wünschte; du liessest ihn die Schule erleiden und viele harte Schläge (5).»

Das Kardinalproblem, selbst im besten angenommenen Fall, dem vorgeblicher Liebe: mangelnde Einfühlung.

Die Wandlung in den Eltern-Kind-Beziehungen vollzieht sich nur langsam vom 18. Jahrhundert an über die Formen des Eindringens (der Intrusion) und der Sozialisation zur einfühlenden Unterstützung hin von der Mitte des 20. Jahrhunderts ab. So befänden wir uns denn am Anfang einer Epoche. Wir entdecken gerade die offenbar gar nicht zu überschätzende Bedeutung der Interaktionsverhältnisse zwischen Eltern und Kindern und deren historischer Veränderung für die Geschichte der Menschheit, und zwar unterhalb der mehr oder weniger bekannten historischen Strukturen, von der geistlichen bis zur ökonomischen.

Schlüsselbegriff Interaktion

«Gebt mir andere Mütter, und ich gebe euch eine andere Welt.»
Augustinus

Wiegen wir uns ob der gerade genannten günstigen Anzeichen jedoch nicht vorzeitig in Optimismus: Die Situation ist unentschieden, doppelseitig, doppelwendig; und ein verlässliches Versprechen, nach dem die Weltgeschichte in einer bestimmten Richtung zu verlaufen habe, gibt es nicht. Übrigens haben die «animistischen Systeme», wie JACQUES MONOD die vorwegwissenden Ideologien nennt, die heute links und rechts zum primitiven ökonomisch-technologischen Fortschrittsglauben heruntergekommen sind,

«alle mehr oder weniger den biologischen Menschen nicht zur Kenntnis nehmen wollen, sie haben ihn erniedrigt und ihm Gewalt angetan; sie haben ihn dahin bringen wollen, gewisse Merkmale, die seiner tierischen Beschaffenheit innewohnen, mit Schrecken und Abscheu an sich wahrzunehmen (6)».

Sie haben, um es unter dem Leitbilde des Körpers zu sagen, den für unsere Kultur charakteristischen Angriff auf den Körper nicht abgewendet, sondern nur abgeändert und eher verstärkt, intensiver, durchdringender gemacht. Die Kinder in unserer Gesellschaft bedroht der Totschlag in der Regel nicht mehr, man unterwirft ihren Körper, ihren Organismus, ihre Entwicklung vielmehr einer «sanften Anpassung» (7); Kindermode, Kinderbücher, Kinderspielzeug, darunter auch essbares, Funk und Fernsehen wickeln sie ein, passen sie an ein Zivilisationsgetriebe an, das wir bereits als fragwürdig erkannt haben. Sozialisation und Enkulturation heissen immer noch die gängigen Schlüsselvokabeln unserer theoretischen und praktischen Auseinandersetzung mit dem Kind (8). Von ihnen werden, nur verschieden nach der jeweiligen ideologischen Richtung, die Wertkriterien der Erziehung durch Eltern, Pädagogen, Lehrer, Sozialarbeiter usw. abgeleitet, auch Kriterien der Didaktik und Methodik für den Unterricht (9). So haben wir die Interaktionsverhältnisse unseren Kindern gegenüber immer schon vorwegentschieden, zugunsten unserer Erwachseneninteressen. Vergessen haben wir jahrtausendelang, nach den eigenen Interessen des Kindes zu fragen.

Das Sinn-Defizit, das sich aus dieser Unterlassung ergibt, ist ein gesamtgesellschaftliches. Wir stören von früh an die Sinn-Bildung, um später, als Erwachsene, über Sinnverlust zu klagen und allerorten den Therapeuten eizuführen, der uns wieder reaktions- und arbeitsfähig machen soll entsprechend den Bedingungen, die wir in unsere Lebenswelt eingebracht und die die Störung letztlich ausgelöst haben. Der Zirkel ist nicht zu brechen, solange unklar bleibt oder stets erneut verwischt wird, dass der ursprüngliche Sinn-Träger niemand anderes ist als unser Leib, der sich von der Zeugung an entwickelt. Das ist klarzumachen am Schlüsselbegriff der Interaktion, und zwar aus entwicklungsgeschichtlicher Sicht.

Wir stützen uns dabei vor allem, aus Raumgründen wie aus methodischen Überlegungen, auf die im tiefenpsychologischen Erklärungsrahmen durchgeführten empirischen Forschungen RENÉ SPITZ' und schicken zum besseren Verständnis des folgenden einige Sätze voraus:

- die ersten Interaktionen sind körperlicher Art;
- auf deren dynamischer Grundlage konstituieren sich das Selbst und das Ich;
- diese Reifungs- und Entwicklungsvorgänge verlaufen kommunikativ;
- hierbei erlangt eine zentrale Funktion das Symbol der Verneinung.

Interaktion

wird meist begriffen als Wechselbeziehung zwischen Partnern. Erste Interaktionen spielen sich zwischen Mutter und Kind ab: sie tauschen Blicke, berühren sich, nehmen gegenseitig Mimik und Gestik wahr, sie hören einander, sprechen miteinander. Interaktion ist indessen nicht nur Austausch und Wechselwirkung zwischen Personen, sondern beinhaltet gegenseitige Einwirkung und Abhängigkeit. Verhaltensweisen des einen bedingen die des andern, diese aber wieder jene des ersten usf. So kann Interaktion als Grundlage der Sozialisation verstanden werden. Von sozialer Interaktion sind ferner geprägt: Kooperation, Gruppendynamik, Aggressionen, Identifikation. Viele unserer Kenntnisse, das Lernen von Fertigkeiten, Gefühlen, Wert- und Zielsetzungen gründen in Interaktionen mit Eltern, Geschwistern, Altersgenossen und anderen Personen. – Wie weit kann auch Lesen zu einem Interaktionsgeschehen werden?

Körperliche Wechselbeziehungen zwischen Mutter und Kind

Unsere ersten Interaktionen vollziehen sich in der Regel mit der Mutter. Sie ergeben sich aus unseren frühesten Bedürfnissen und deren Befriedigung, wobei dem Stillen eine fundamentale Rolle zukommt, und zwar gerade nicht nur hinsichtlich der Nahrungszufuhr, die ja auch mit der Flasche erfolgen kann, sondern vor allem wegen des psychosomatische Dimensionen annehmenden Interaktionsspiels insgesamt. SPITZ hat dessen angeborene Ausgangselemente bis ins einzelne nachgewiesen und aufgezeigt, wie sie durch zunehmende Wahrnehmung in fortgeschrittene Formen der Interaktion übergeführt werden.

«Der bei weitem wichtigste Faktor, der das Kind in die Lage versetzt, allmählich ein kohärentes begriffliches Bild seiner Welt aufzubauen, stammt aus der Wechselbeziehung zwischen Mutter und Kind. Dies ist jener Teil der Objektbeziehungen, den ich den ‚Dialog' genannt habe. Der Dialog ist der sequenziell ablaufende Zyklus von Aktion, Reaktion und wieder Aktion innerhalb der Mutter-Kind-Beziehungen. Diese sehr spezielle Form der Interaktion schafft für das Kleinkind eine einzigartige eigene Welt, mit ihrem spezifischen affektiven Klima. Dieser Zyklus Aktion-Reaktion-Aktion ist es, der das Kleinkind befähigt, Schritt für Schritt bedeutungslose Reize in bedeutungserfüllte Signale umzuwandeln (10).»

Der Forscher beschreibt anschaulich, wie intensiv auf den frühesten Stufen unserer

Entwicklung unser ganzer Organismus am Beziehungsspiel beteiligt ist, bis Gesicht und Blick bei fortgeschrittener Wahrnehmungsfähigkeit als Schlüsselreize wirken. SPITZ hat keinen Zweifel daran gelassen, wie er die Bedeutung dieser frühesten Interaktionsabläufe in sozialer und kultureller Hinsicht einschätzt, beziehungsweise dass jene umgekehrt kulturellen Überformungen unterliegen. Unter der Überschrift «Die kulturellen Determinanten der Dyade» weist er darauf hin,

«dass kulturelle Bedingungen bei der Bildung der Persönlichkeit eine bedeutsame Rolle spielen. Sie stellen den Bereich der Möglichkeiten dar, die sowohl für die Mutter als auch für das Kind den Ausdruck intrapsychischer Vorgänge begrenzen . . . Daraus geht hervor, dass eine kulturelle Tradition, in der der Kontakt zwischen Mutter und Kind anders geregelt ist als bei uns, erheblichen Einfluss darauf ausübt, zu welchem Zeitpunkt das Objekt gebildet wird, wie auch auf das Wesen der Objektbeziehungen selbst» (11). Und andernorts schreibt er: «Die anfängliche Übereinstimmung zwischen Mutter und Kind in ihrem Drang zueinander drückt sich in mehr oder minder engem Körperkontakt aus. Wie an anderer Stelle dargestellt, ist in einigen schriftlosen (sogenannten primitiven) Gesellschaften der unmittelbare Hautkontakt ein ausserordentlich wichtiger Faktor für die ungestörte Entwicklung des Kindes. Anna Freud wies darauf hin, eine wie wichtige Rolle der Mangel an Hautkontakt in der Aetiologie späterer Störungen spielen kann . . . Ich habe an mehreren Stellen die Meinung vertreten, dass in der ganzen westlichen Welt der Hautkontakt zwischen Mutter und Kind künstlich immer mehr vermindert wird, so als wollte man die Wichtigkeit der Mutter-Kind-Beziehungen leugnen, und dass sich daraus möglicherweise schwere Schäden für zukünftige Generationen ergeben könnten (12).»

Untersuchungen dieser Art belegen überzeugend die Modellierung unseres Verhältnisses zu unserem Organismus an der Körperbasis unserer Existenz; die Beziehung zu unserem Körper als Sinn-Träger und Sinn-Finder wird von Anfang an, von unseren ersten Interaktionen an, gefördert oder gebrochen und gestört und dadurch wird auf die Entwicklung unseres Selbst und unseres Ich entscheidender Einfluss ausgeübt.

Im Rahmen dieser zugleich strukturalistischen und entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise seien nun kurz drei Begriffe eingeführt, die wir für unsere weiteren Ausführungen benötigen, wobei wir die Forschungsergebnisse von SPITZ mit dem tiefenpsychologischen Modell JACQUES LACANS verbinden:

das primäre Ich, das Selbst und das soziale Ich

Das primäre Ich, von SPITZ als Körper-Ich bezeichnet, sieht LACAN in Verbindung mit jenem «jubilatorischen» «Aha-Erlebnis», mit welchem das Kind vom sechsten Lebensmonat an sein Spiegelbild wahrnimmt und erkennt, im Sinn einer

«symbolischen Matrix . . ., an der das Ich . . . in einer ursprünglichen Form sich niederschlägt, bevor es sich objektiviert in der Dialektik der Identifikation mit dem andern und bevor ihm die Sprache im allgemeinen die Funktion eines Subjektes wiedergibt» (13).

Durch das Gewahrwerden seiner selbst seitens des primären Ich und auf derselben Ebene durch das Gewahrwerden des Anderen entsteht *das Selbst,* das sich festigt im Zusammen- und Gegenspiel mit dem sich bildenden sekundären, *dem sozialen Ich* (ego).

«. . . um die Wende des zweiten Jahres sehen wir das *Selbst* in sich stets erweiternden und komplizierenden sozialen Beziehungen und Rollen die Erikson'sche ‚Ich-Identität' erwerben, die es dem Kinde ermöglicht, nunmehr von sich als ‚ich' zu sprechen (14).»

Die Formulierung lässt erkennen, dass nun die Sprache als vermittelnder und organisierender Faktor in das Entwicklungsfeld eingetreten ist. Bevor wir hierauf unter einem speziellen Aspekt eingehen, sei noch einmal die grundlegende Bedeutung der körperlichen Dimension in der Entwicklung unserer Interaktionsfähigkeit mit den Worten LACANS unterstrichen:

«Dass eine ‚Gestalt' bildnerische Wirkungen auf den Organismus auszuüben vermag, ist durch ein biologisches Experimentieren bezeugt . . . Diese Tatsachen fügen sich in eine Ordnung homomorpher Identifikationen, welche in die Frage nach dem Sinn der Schönheit als einer bildenden und erogenen miteinbezogen wäre (15).»

Die drei genannten Faktoren oder Instanzen dieses Modells (oder sagen wir neutral: Strukturen) begründen unser lebenslanges Agieren in Handlung und Sprache, in Aktion und Reaktion, mit uns selbst und unseren Mitmenschen, in und mit unserer Umwelt. Dabei fällt dem Selbst die Aufgabe zu, das primäre Ich, das alterslos aus der «jubilatorischen» Urerfahrung des Sich-Erkennens lebt, gegen die An- und Zusprüche des sozialen Ichs der verinnerlichten Normen, Vorschriften, Ge- und Verbote zu verteidigen und zu behaupten, an welches es andrerseits auch wiederum im Wechselspiel geknüpft ist.

Ja sagen und Nein sagen

Diese Wechselbeziehung ermöglicht die «Schlacht», von der MICHEL FOUCAULT spricht, die immer zugleich eine individuelle und eine historische ist, weswegen auch der «Körper» der Gefangene der «Seele» sein kann (FOUCAULT), das sozialisierte Ich das Gefängnis des Selbst. In individuell und geschichtlich wechselnden Konstellationen ergibt sich hieraus unser verschiedenartiges Menschenlos. Die stammesgeschichtlich (phylogenetisch) vorgegebene «spezifische Vorzeitigkeit der menschlichen Geburt» (LACAN), ein Umstand, den der Biologe ADOLF PORTMANN ausführlich untersuchte (16), bestimmt uns dazu, dieses Spiel der Liebe und des Kampfes von unseren ersten Regungen an interaktionsmässig aufzunehmen und auszubauen. Die Aneignung der Sprache bildet hierbei einen einschneidenden Vorgang. Wir wollen das am Erwerb des Nein-Symbols erklären.

Kann man mit SPITZ Kommunikation als

«jede erkennbare, bewusste oder unbewusste, gerichtete oder nicht-gerichtete Verhaltensänderung bezeichnen . . ., mittels derer ein Mensch (oder mehrere Menschen) die Wahrnehmung, Gefühle, Affekte, Gedanken oder Handlungen anderer absichtlich oder unabsichtlich beeinflusst» (17),

so beginnt doch erst mit dem Spracherwerb die semantische Verständigung, in der das Symbol der Verneinung eine Schlüsselfunktion einnimmt. SPITZ weist indessen nach, dass das verbale «Nein» seine genetischen Vorstufen (über die unserer Kultur eigentümlichen Verneinungsgeste des Kopfschüttelns hinaus) in unseren frühesten Interaktionsweisen, den Suchbewegungen beim Stillen besitzt; er erblickt in diesem «Suchverhalten» überhaupt die «Vorstufe der Kommunikation» (18).

Mit der festen Aneignung des verbalen Nein, etwa vom 18. Lebensmonat an, gewinnt jedoch die (semantische) Kommunikation die Wirksamkeit eines Organisators der weiteren Entwicklung. Mit dem «Nein», mit dem die Mutter (oder andere Personen) dem Kinde Versagungen und Verbote, Regeln und Vorschriften auferlegt, wodurch sie die Erwachsenenwelt der Arbeit und der Herrschaft in ihm begründet, vermag das Kind nun auch seinerseits Gegenwendungen zu vollziehen. Das «Nein», dessen Angriff und Zugriff es ausgesetzt ist, dient ihm zugleich zur Verteidigung, zum Gegenangriff, zur Selbst-Behauptung und Selbst-Bewahrung. Kurz: es bildet die semantische Ausrüstung auf dem langen

Weg zur Mündigkeit. Wenn die Sprache also dem sozialen Ich Hilfestellung leistet, so stellt sie grundsätzlich auch dem Selbst Mittel zu dessen Erhaltung und Befreiung zur Verfügung, nicht zuletzt durch das Symbol der Verneinung. SPITZ hat mehrfach mit ungewöhnlichem Nachdruck dessen Bedeutung herausgearbeitet; er nennt es «ein Unabhängigkeitsmanifest» (19), eine «folgenschwere Errungenschaft in der Entwicklung des Kindes (und der Menschheit)» (20).

«Ich möchte glauben», sagt er, «dass die neue Dimension, die die Objektbeziehungen durch den Erwerb der Verneinung erhalten haben, den Wendepunkt in der Vorgeschichte der Menschheit darstellte. Von nun an war der Mensch von allen anderen Wesen verschieden, und zwar im Hinblick auf das Niveau seiner sozialen Beziehungen (21).»

(Dieser genetische Aufriss widerspricht übrigens nicht den Forschungsergebnissen der Genfer kinderpsychologischen Schule; im Gegenteil: er liesse sich durch diese ergänzen. Der verächtliche Seitenblick, den manche Kognitions-Psychologen auf den emotionalen und somatischen Bereich unserer biosozialen Ausstattung werfen, lässt sich mit Piaget gerade nicht rechtfertigen. Dessen Verzicht hinsichtlich der nicht-kognitiven Entwicklungen erklärt sich aus dem Interessenzuschnitt seines Forschungsgebietes.)

Von der Interaktion zur Konfiguration

Bei unseren bisherigen Darlegungen hatten wir nicht die Absicht, transkulturelle Universalien herauszustellen; wir wissen uns vielmehr in einer konkreten sozialkulturellen Lage, nämlich der unserer gegenwärtigen Zivilisation, und argumentieren mithin aus der *Konfiguration* unserer Zeit. Wenn wir mit dieser Aussage den Interaktionsbegriff in einen neuen Begriff auf historischer Stufe überführen, so ist dieses Wort zu erklären.

Konfiguration

1. (veraltet) Gestaltung, Gestalt.

2. (Med.) a) äussere Form, Gestalt oder Aufbau eines Organs oder Körperteils; b) Verformung (zum Beispiel des kindlichen Schädels bei der Geburt).

3. die dreidimensionale, räumliche Anordnung der Atome um ein Zentralatom (Chem.).

4. Anordnung und wechselseitige Beziehung verschiedener Einzelerlebnisse in einem zusammenhängenden Sachverhalt (Psychol.).

AUGUST NITSCHKE, historischer Verhaltensforscher, nennt Konfiguration – sein methodischer Schlüsselbegriff – «das Beziehungsmuster, das *die Menschen miteinander und mit ihrer Umwelt* (Hervorhebung G. F.) (verbindet), die Körperanordnung, in der sie inmitten ihrer Umwelt (stehen)» (22). Unter diesem Begriff, der sich methodisch als sehr fruchtbar erwies, hat NITSCHKE, ein deutscher FOUCAULT, in verschiedenen menschlichen Äusserungsbereichen aufzeigen können, dass alle Kulturen in wechselnden Konfigurationen leben, so auch unsere abendländische. In den ersten Ausarbeitungen seines methodischen Konzepts hat NITSCHKE den Hauptfaktor der Veränderungen nicht identifizieren können, auch nicht, als er den epochenbezogenen Konfigurationsbegriff in Beziehung zu langfristig vorherrschenden Verhaltensweisen setzte, die er als völker- und kulturspezifisch verstand; so sieht er unseren eigenen Kulturablauf seit den Griechen und Römern dominiert durch ein «autodynamisches» Verhalten, das seiner Meinung nach auch unser Autonomieverständnis prägt. Auch diesen «stabilen» Verhaltensmustern gegenüber kam jedoch der Forscher aufgrund seiner Untersuchungen nicht umhin, einen Faktor zu postulieren, der wiederum diese Muster bedingt. In seinen neuesten Veröffentlichungen gelangte er schliesslich zu der Annahme, dass der gesuchte Faktor durch die jeweiligen Interaktionsverhältnisse produziert werde, und zwar vom Säuglingsalter an. Da diese grundlegenden Interaktionsverhältnisse sich über Jahrtausende hin nur wenig ändern, bleiben die kulturspezifischen Interaktionsweisen, die der Verhaltensforscher als «Verhalten» beschreibt, so auffallend stabil, als wenn es sich um kulturelle Invarianten (Unabänderlichkeiten) handeln würde; andererseits aber können gemeinhin unsichtbare, weil unerforschte Wandlungen im Geflecht der fundamentalen Interaktionen, ohne dass durch sie der kulturspezifische Verhaltenstyp direkt und auffällig betroffen würde, das psychische Potential neuer Generationen derart modellieren, dass es epochale Veränderungen, Veränderungen in der Konfiguration einer Gesellschaft, bewirkt.

Man sieht: Die Ergebnisse unserer obigen psychogenetischen Darlegungen bestätigen sich durch die soziogenetischen oder kulturanthropologischen aus dem historischen Feld. So überrascht denn auch der Umstand nicht, dass NITSCHKE bei der Aufdeckung des gesuchten kulturellen Wirkungsfaktors eine tiefenpsychologische Untersuchung half, die zwei Psychologen, C. STAEWEN und F. SCHÖNBERG, bei den Yoruba Westafrikas durchgeführt hatten (23). «Die Beobachtungen», sagt NITSCHKE, «bleiben dieselben. Und auch, wenn man das Beobachtete in einer anderen Sprache formuliert, liefe es darauf hinaus, dass die Entscheidung für die autodynamische und für die heterodynamische Verhaltensweise bereits in den allerersten Lebensjahren eines Menschen fällt» (24).

Spätestens an dieser Stelle wird klar, was wir durch die vorstehenden und, wie man sieht, nun konvergierenden Ableitungen gewonnen haben: Wir haben den Punkt erreicht, an dem Theorie (Reflexion, Denken) und Praxis (Handeln), die von einer frühen Phase an durch Sprache vermittelt werden, ihren gemeinsamen Ursprung haben; weil sie an diesem Punkte ihren Ursprung haben, können sie sich von diesem her auch ändern; er ist zugleich psychosomatischer und biosozialer Natur.

Entsprechend der Formel «Sozialisation oder Unterstützung» wäre nun zu fragen: Fördern wir in der Beziehung zu unseren Kindern die Ansprüche des sozialen Ich bis zu dessen Über-Macht den Bedürfnissen des Kindes und des Jugendlichen gegenüber, oder unterstützen wir im Sinn des primären Ich den realen und konkreten Wunsch nach Selbstfindung, -bewahrung und -verwirklichung, der verbürgt, dass auch der andere, mitsamt der Umwelt, in die wir stammesgeschichtlich gestellt sind, wechselseitig geachtet wird?

Aus den Belegen, die die psychogenetische Kindheitsforschung bisher erbracht hat,

«geht klar hervor, dass sich (im Rahmen der Beziehungsform Unterstützung) Kinder entwickeln, die freundlich und aufrichtig und nicht depressiv sind, die nicht dauernd andere nachahmen oder ausschliesslich gruppenorientiert sind, die einen starken Willen haben und sich durch keine Autorität einschüchtern lassen» (25).

Ein Erziehungsziel, scheint uns, das kaum einer Verbesserung bedarf und gegen welches zumindest niemand, der demokratische Zustände verteidigt oder auch nur zu verteidigen vorgibt, etwas einzuwenden haben dürfte.

Rezeption zwischen Interaktion und Konfiguration

Die Rezeptionsästhetik (26) hat eine neue Grösse bewusst gemacht und in die Literatur- und Kunstwissenschaft eingebracht: den Rezipienten, den Leser, Hörer und Betrachter. Sie konnte zeigen, dass im Kunstwerk, welcher Art auch immer, nicht nur dessen Hersteller sich äussert, sondern immer auch der Aufnehmende (der «implizite Leser» (27)) schon mitgegeben ist, und zwar durch den Spiel- und Freiraum, den die künstlerische Zeichensprache (der ästhetische Kode) diesem gewährt und den zu füllen er durch das Kunstwerk aufgefordert ist. Jene Zwei- und Mehrdeutigkeiten (Ambi- und Polyvalenzen) also, die den Ungeübten ärgern können und den Geübten bisweilen irritieren, bilden gerade das Hauptelement der künstlerischen Aussageweise, durch das sie sich von der möglichst einsinnigen pragmatischen Sprache, von der alltäglichen bis zur agitatorischen der Politik und Werbung, von der des einfachen Berichts bis zur genormten wissenschaftlichen Sachsprache, unterscheidet. Die Mehrdimensionalität der künstlerischen Darstellungsart, der «ästhetischen Botschaft» (UMBERTO ECO), lässt sich auf strukturalistische Weise auch durch das Aufzeigen des Umstands beschreiben, dass in ihr «autoreflexive» (selbstbezogene) und «heteroreflexive» (auf andere oder anderes gerichtete) Sinn- und Bedeutungsbeziehungen organisiert sind (28). Anders als ein pragmatischer Text oder ein Reklamebild spricht ein dichterischer, fiktionaler Text oder ein Werk der bildenden Künste als Erzeugnis eines Verfassers, eines Herstellers, auf der Sinnebene seiner Zeichen sowohl mit sich selbst als auch auf der Bedeutungsebene dieser Zeichen für den anderen mit diesem als dem Rezipienten, und zwar in einer Weise, die letzterem die Umwandlung der aufgenommenen Bedeutungen in eigene Sinnvorstellungen erlaubt, die ihn also nicht einsinnig und eigensinnig festlegt oder festzulegen sucht über die Instanz des sozialisierten Ich, das Bedeutungen entsprechend seinen verinnerlichten Mustern stets normgerecht, vorschriftsmässig entschlüsselt und verarbeitet. Mithin unterläuft die ästhetische Botschaft also die Macht des Ich, dadurch Macht überhaupt, sofern sie sich nicht einfach der puren Gewalt bedient, und unterstützt das Selbst in seinen der Sinn-Erfüllung, seiner Bewahrung und Entfaltung geltenden Wünschen und Bestrebungen. Die ästhetische Botschaft, so lässt sich vermittels der oben bereitgestellten Begriffe also sagen, spricht den Rezipienten in einer Beziehungsform an, die, als Interaktion praktiziert, eine möglichst breite Selbst-Verwirklichung auf dem Untergrund der primären Ich-Erkenntnis unterstützt und zugleich ein dynamisches Selbst-Bewusstsein auf dessen lebenslang nie abgeschlossenen Weg zur Mündigkeit fördert. Mit der (positiven) Ausweitung der Sinn-Grenzen und mit der (negativen) Relativierung starr geregelter Bedeutungen nimmt die künstlerische Botschaft eine Schlüsselstellung in den Interaktionsformen der Menschen ein, zweifellos von Kindheit an. So ist aus ihren Bekundungen die Konfiguration einer Zeit nicht nur abzulesen: sie beeinflusst auch diese «Beziehungsmuster» einer Epoche (29).

Rezeptionsästhetik

befasst sich mit der Aufnahme, dem Verständnis und der Wirkung literarischer Texte und von Kunstwerken überhaupt. Eine ganze Reihe annähernd gleichbedeutender Namen werden für dieses Forschungsgebiet gebraucht: Rezeptionsforschung, -geschichte, -soziologie; Wirkungsästhetik, -geschichte. Rezeptionsästhetik bezweifelt, dass es eine durch alle Zeiten gleiche und für alle Leser gültige «unmittelbare Sagkraft» von Werken gebe. Schwerpunkte verschiedener Forschungsrichtungen sind: die meist unbewussten Tiefenstrukturen literarischen Verstehens, der Einfluss vorherrschender gesellschaftlicher Rezeptionsweisen, die eigentümliche Interaktionssituation Leser–Text (das «Gespräch mit dem Buch», Rezeption als Re-Produktion). Die didaktische Rezeptionsforschung fragt nach dem altersspezifischen Textverständnis von Schülern sowohl für ihre private wie für die offiziell geforderte, schulische Lektüre.

Das hier gesagte gilt für die Kunst, die sich an Erwachsene wie für die, welche sich an Kinder wendet, also auch für das künstlerische Kinder- und Jugendbuch. Mithin haben wir auch dessen Abgrenzung von anderer Literatur, die sich an dieselben Altersgruppen richtet, bereits vollzogen, handle es sich um Sachbücher, Beschreibungen, Berichte oder Texte anderer Art, deren allgemeiner Lese- und Informationswert übrigens gar nicht bestritten werden soll; wir können uns hier mit ihnen nur nicht befassen. Ausgegrenzt haben wir durch unsere Bestimmungen auch die sogenannte Trivialliteratur, insofern sie die Anforderungen und Wirkungen, die sich aus der Struktur der ästhetischen Botschaft ergeben, nicht stellt beziehungsweise nicht erfüllt, wobei zu ergänzen ist, dass es zwischen der «Leistung» des fiktionalen Textes im engeren Sinn und der des trivialen fliessende Übergänge geben kann. Es dürfte aber einsichtig geworden sein, dass vorab der künstlerisch organisierte Text über das Potential verfügt, den mit Macht verschränkten Sprachdruck, der in der Regel von den Erwachsenen ausgeht, mit einigem Erfolg abzuwehren und zu durchbrechen.

Wenn wir klarzumachen suchten, dass der ästhetischen Botschaft «im Rahmen der Beziehungsform Unterstützung» (LLOYD DE MAUSE) eine wichtige Funktion hinsichtlich der Selbst-Verteidigung und -Befreiung zukommt, so führt dies nun zu der Frage nach weiteren Qualitätskriterien (Wertmerkmalen), die ein Kinder- und Jugendbuch besitzen sollte, um im Sinne des von LLOYD DE MAUSE umrissenen Erziehungsziels (sh. o. S. 49) als geeignet zu erscheinen, wo bei wir dieses Erziehungsziel von der Geschichte der Kindheit (im doppelten Wortsinn), von unseren traditionellen abendländischen Verhaltensweisen und der Konfiguration der Epoche her, die Ansätze zur Wandlung zeigt, als ausgewiesen betrachten.

Qualitätsbestimmung

«Ach Ihr vernünftigen Leute, Ihr steht so gelassen, so ohne Teilnahme da, Ihr sittlichen Menschen!» *Goethe, Werther*

Poesie als Muttersprache des menschlichen Geschlechts

Um den im letzten Abschnitt unserer Darlegung gewonnenen Kriterienrahmen historisch zu vertiefen, beziehen wir uns nun auf den Autor, der wie kein anderer seiner Zeit das Geschichts- wie das Epochenbewusstsein (und mit diesen zusammen einen genetischen Interaktionsbegriff) in unserer Kultur vor rund zweihundert Jahren begründete, auf JOHANN GOTTFRIED HERDER (30).

Am Beginn der Abhandlung «Über Ossian und die Lieder alter Völker» aus dem Jahre 1773 heisst es:

«Je wilder, d. i. je lebendiger, je freiwürkender ein Volk ist . . . desto wilder, d. i. desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder müssen auch, wenn es Lieder hat, seine Lieder sein! . . . – davon, und davon allein hängt das Wesen, der Zweck, die ganze wundertätige Kraft ab, die diese Lieder haben, die Entzückung, die Triebfeder, der ewige Erb- und Lustgesang des Volks zu sein. Das sind die Pfeile dieses wilden Apollo, womit er Herzen durchbohrt, und woran er Seelen und Gedächtnisse heftet. Je länger ein Lied dauren soll, desto stärker, desto sinnlicher müssen diese Seelenerwecker sein, dass sie der Macht der Zeit und den Veränderungen der Jahrhunderte trotzen (31).»

Sieht man von der unterschiedlichen Terminologie ab, fällt es einem nicht schwer, zu sehen, dass HERDERS Formulierungen unsere bisherigen Ausführungen ergänzen. Lange vor CLAUDE LÉVI-STRAUSS hat er mit solchen Sätzen das «Wilde Denken» erfasst und umschrieben und zugleich schon dessen Impulse in die Geschichte, in die Konfiguration seiner Epoche eingebracht. Seine Erkenntnisse bestimmen als seine Lehre von der Dichtkunst, als Poetologie, weithin die literarische Produktion der Zeit: des Sturm und Drang, der Klassik, der Romantik. Nicht zufällig veränderten sich nachweislich gleichzeitig auch die Erziehungsmuster zu einer liberaleren Auffassung der «Kinderaufzucht» hin, es wandelten sich also die genetischen Strukturen der Interaktionsverhältnisse.

HERDER selbst hat in seinen monumentalen «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» in feinfühliger Weise die Bedeutung der frühesten Interaktionen für die Entwicklung des Menschen herausgestellt:

«Der Säugling wird an die Brust der Mutter über ihrem Herzen gelegt; die Frucht ihres Leibes wird der Zögling ihrer Arme. Seine feinsten Sinne, Auge und Ohr, erwachen zuerst und werden durch Gestalten und Töne geleitet; wohl ihm, wenn sie glücklich geleitet werden. Allmählich entfaltet sich sein Gesicht und hangt am Auge der Menschen um ihn her, wie sein Ohr an der Sprache der Menschen hangt und durch ihre Hilfe die ersten Begriffe unterscheiden lernet. Und so lernt seine Hand allmählich greifen; nun erst streben seine Glieder nach eigener Übung. Er war zuerst ein Lehrling der zwei feinsten Sinne; denn der künstliche Instinkt, der ihm angebildet werden soll, ist *Vernunft, Humanität, menschliche Lebensweise,* die kein Tier hat noch lernet (32).»

Der weite Vernunftbegriff HERDERS, der auf Sinnlichkeit beruht und als Wahrnehmung und Vernehmen Lernvermögen einschliesst, lässt keinen Widerspruch aufkommen zwischen dem Lob des «Wilden Denkens» und der Vorstellung geschichtlich zu verstehender Humanität. Nach seiner Ansicht, einem energetischen Konzept, können vielmehr die Erscheinungen unserer späten Zivilisation durch die Auseinandersetzung mit den kulturellen Wirkkräften der «alten» und «wilden» Völker nur gewinnen. AUGUST NITSCHKE hat übrigens in eingehenden vergleichenden Untersuchungen von Märchen aus aussereuropäischen Kulturen augenfällige Übereinstimmungen der Verhaltensweisen in manchen dieser Kulturen mit denen unserer Kinder aufgezeigt, solange diese dem Verhaltenskonzept der Erwachsenen noch nicht vollständig eingefügt sind (33); er hat ferner darauf hingewiesen, dass

«wir auch unter den Erwachsenen unserer Gesellschaft durchaus Frauen und Männer (treffen), bei denen (wie bei den Kindern oder den Menschen mancher aussereuropäischen Kulturen) nicht die eigene Kraft, sondern die Fähigkeit, Ungewöhnliches wahrzunehmen, die ‚Quelle ihrer Kraft' ist». Er schliesst daraus: «Es ist immerhin möglich, dass sich in unserer Gesellschaft ein Wandel ankündigt, der zu einem anderen Ausgangspunkt der Aktivität hinführen könnte (34).»

HERDER sah in diesen Zusammenhängen die dichterische Sprache als den vermittelnden Faktor an, gemäss der Vorstellung HAMANNS von der Poesie als der *Muttersprache des menschlichen Geschlechts.* Poesie als Äusserungsform des ganzen Menschen, aller seiner wirkenden Kräfte, als Ausdruck humaner Totalität, das ist das Grundprogramm, das er entwirft und das in der Lyrik des jungen GOETHE als das Muster einer neuen epochalen Konfiguration erscheint, zu der die Generation um 1770 aufbricht (35):

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!
(. . .)
Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut
Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Selbstverwirklichung als Weg zur Mündigkeit

Lustvolle Selbstverwirklichung durch die Befreiung der inneren Natur in der Begegnung mit der äusseren und der Verbindung mit dem andern: Das «Lied» als «Seelenerwecker», als sinnlich-geistige Bewegungsform, als Handlung, in der das Selbst sich befreit in rhythmisierter, «freiwürkender», von Wahrnehmung gesättigter und von Vorstellungskraft beflügelter Sprache, die uns «wundertätig» in neue Empfindungen taucht und die «Schattenbegriffe, Halbideen und symbolischen Letternverstand» vertreibt, die uns «zerstreuen», die «Künsteleien, sklavischen Erwartungen, (die) furchtsam schleichende Politik und verwirrende Prämeditation», die uns «verderben»; eine Sprache, die hinführt «im Moment des Interesses» zu einer ungebrochenen, «unvorbedachten Festigkeit, Sicherheit und Schönheit» (36).

Dichtung als Sprachhandlung, in der das Theorie-Praxis-Problem wie das von Inhalt und Form erst gar nicht aufkommt, weil jenes im einigen Zusammenwirken der menschlichen Befähigungen gelöst ist, so wie dieses durch die Grundkraft Eros, welche Sinn und Form in Bewegung und Handlung, in Interaktion, von Anfang an und von der entwicklungsgeschichtlichen Tiefe her ineinanderschmilzt. Um das zu verstehen, muss man sich freilich einerseits vom Zwang der grossartig-einseitigen Verirrung lösen, mit der die rationalistische Tradition unserer Kultur Handeln statt umfassend als Tätigsein mit zunehmender Begriffsverengung als Arbeit in der Bedeutung wirtschaftlicher Produktion bestimmt und dadurch die äussere wie die innere Natur zum Objekt des Gewinnstrebens degradiert; und andrerseits von den ebenfalls unserer Kultur eigentümlichen sinnenfeindlichen Fehldeutungen, die dem Eros widerfahren, von den Ängsten hinsichtlich des angeblich zerstörerischen Triebs bis zu den leistungssportlichen Interpretationen der Sexualität, mit denen man die Liebe heute blockiert und zähmt. Natürlich entwickelt das erotische Potential der Psyche ungeheure Energien, wie die kulturelle Szene der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt, sie sind jedoch, dasselbe Beispiel beweist es, produktiver, nicht destruktiver Art; sie sprengen allerdings die Fesseln auf, die die Macht der Überlieferungen und die Macht der genormten Sprache, welche die Traditionen reguliert, dem Selbstentfaltungsstreben setzt, ja sie schmelzen die überlieferte Sprache selber in andere Zustandsformen um; dies alles freilich keineswegs im Interesse jener, die die überkommene Macht verwalten. Da die Rationalität einer Epoche immer die bestehende ist, musste das Urteil über HERDER lauten, dass er dem Irrationalismus huldige, der zeitweiligen Todsünde schlechthin. Wer aber mit GOETHE zu den «Müttern» geht, der wird erkennen, wo und wie die Grundkraft Eros sich bildet, die uns zu leben und zu überleben fähig macht, als Einzelwesen und als Gattung.

Befreiung durch Sprache

Dem ist eigentlich nicht mehr viel hinzuzufügen; HERDER hat auch bereits dargestellt, dass und wie uns die Sprache erst zu Menschen macht (37): zum «ersten Freigelassenen der Schöpfung» (38). Die Entwicklung ist mithin nicht umkehrbar, weder individuell noch gattungsgeschichtlich. Sei das Bewusstsein noch so niederdrückend, dass Sprache grundsätzlich den «Tauschakt» in der menschlichen Gesellschaft symbolisiere und dadurch von früher Kindheit an die Spaltung in unsere Existenz hineintreibe, wir können dieser Disposition unserer Art nicht entgehen. Wir können allerdings das Befreiungs- und Mündigkeitspotential der Sprache in Bewegung setzen entgegen ihren einschränkenden und entmündigenden Tendenzen, mit denen die Macht der andern, die Über-Macht der Gesellschaft sich verknüpft. So gesehen bleiben Liebe und Kampf die Muster unseres Daseins, im biographischen und kulturgeschichtlichen Sinn zugleich. Die ästhetische Botschaft erfüllt hierbei eine besondere Funktion, weil sie die eingespielten Bahnen der sprachlichen Symbolisierung unserer Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken auflöst und unterläuft, die genormten Wegmarken und Bedeutungen umstellt und relativiert.

Der weimarische Generalsuperintendent hat nun auch jene «spaltenden» Kräfte schon erkannt und benannt, die – von seinem Gegenspieler KANT auf die Perspektive eines fortschreitenden Rationalisierungsprozesses gebracht, mit weitreichenden Folgen über HEGEL und MARX – sich in der Zivilisation des folgenden Jahrhunderts zunehmend ausbreiten und die psychosomatischen Tiefenschichten der «Seele» erfassen, das um Freiheit ringende Selbst, das HERDER mit «Seele» meint, umklammern und zu «zerteilen» suchen, indem sie die auf «Totalität» gerichteten Befähigungen der menschlichen Disposition «zerstreuen»:

«Unsre Gesellschaft, die viele Menschen zusammengebracht, dass sie mit ihren Fähigkeiten und Verrichtungen eins sein sollen, muss also von Jugend auf Fähigkeiten verteilen und Gelegenheiten ausspenden, dass eine für der andern gebildet werde. So wird der eine Mensch für die Gesellschaft gleichsam ganz Algebra, ganz Vernunft; so wie sie am andern bloss Herz, Mut und Faust braucht; der nutzt ihr, dass er kein Genie und viel Fleiss, jener, das er Genie in einem und in allem andern nichts habe. Jedes Triebrad muss sein Verhältnis und Stelle haben, sonst machen sie kein Ganzes *einer* Maschine. – Aber dass man diese Verteilung der Seelenkräfte, da man alle andre merklich erstickt um in *einer* andre zu übertreffen, nicht in den Zustand eines natürlichen Menschen übertrage (39)!» «Freilich sind unsre Seelen heutzutage durch lange Generationen und Erziehung von Jugend auf anders gebildet. Wir sehen und fühlen kaum mehr, sondern denken und grübeln nur (40).» «In fremden Sprachen quält man sich von Jugend auf, Quantitäten und Silben kennen zu lernen, die uns nicht mehr Ohr und Natur zu fühlen gibt; nach Regeln zu arbeiten, deren wenigste ein Genie als Naturregeln anerkennt; über Gegenstände zu dichten, über die sich nichts denken, noch weniger sinnen, noch weniger imaginieren lässt; Leidenschaften erkünsteln, die wir nicht haben, Seelenkräfte nachzuahmen, die wir nicht besitzen – und endlich wurde alles Falschheit, Schwäche und Künstelei (41).»

Mit diesen Zitaten kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Darlegungen zurück und wollen sie mit einer zusammenfassenden Qualitätsbestimmung beschliessen. Es hiesse dabei den Praktiken der «Seelenkräfte verteilenden Gesellschaft» (HERDER) zu erliegen, wenn wir dies in Gestalt einer kasuistischen Liste versuchen wollten, in der wir für die verschiedenen entwicklungspsychologisch denkbaren Probleme Gegenmittel vorschlagen würden, und dies etwa jeweils noch unter Berücksichtigung der Bedürfnisse der gegenwärtigen oder geschichtsmetaphysisch vorentworfenen Erwachsenengesellschaften mit Bezug auf soziale Rollenzuweisungen und vorgegebene Leistungs- und Berufserwartungen, mit denen unsere Zivilisation in Ost und West unsere Kinder von früh an einfängt. Dies sei einer Didaktik überlassen, die durch ihre Sprache schon den Geist verrät, dem sie zugehört, dem der «Schattenbegriffe, Halbideen und ... Künsteleien, (der) sklavischen Erwartungen (und) furchtsam schleichenden Politik» (siehe oben), dem bereits HERDERS Kritik galt. Seiner Poetik des «Movere» zufolge, die auf Bewegungs-, Handlungs- und Wirkkräfte ausgerichtet ist, lassen sich ohne grosse Umschweife die Qualitäten wie die Defizite eines Textes feststellen.

Wenn ein Text in dem von uns hergeleiteten Sinne nützlich sein soll, wenn er nach Massgabe des von HERDER vorgestellten idealtypischen Musters «Triebfeder», «Seelenerwecker», Selbst-Beweger sein soll, so ist *Voraussetzung*, dass er durch seine Gestaltung der sprachlichen Mittel in Satzbau, Rhythmus, Klangführung, Wort- und Bilderwahl schon in der letztlich lustvollen Weise schwingt, die die Zeichen des kreativen Eros trägt, in der sich selbst missliche Bedeutungen zu «wundertätigem» Sinn umwandeln und die den Organismus des Aufnehmenden seinerseits zum Mitschwingen bringt.

«Menschlicher Ausdruck wie die Eindrücke der Menschen sind rhythmische Symbole, die von der Mutter-Kind-Beziehung bis in komplexe Formen von Arbeitsteiligkeit und Öffentlichkeit immer ihren ursprünglichen Sinn und ihre aktuelle Verbindlichkeit in Interaktionen haben (42).»

Dem sollten die Inhalte, die Aufbereitung der Themen und Stoffe entsprechen, wobei die Wirkung ausschlaggebend ist, die sie in der künstlerischen Organisation der sprachlichen Bewegungs- und Handlungsfaktoren erhalten, welche den psychosomatischen, auf Selbstverwirklichung gerichteten Bestrebungen des Rezipienten entgegenkommen. Metapher und Metonymie bilden bei derartigen ästhetisch vermittelten «Lernprozessen» die wichtigsten Verfahren der dichterischen Sprache; jene bekundet als bildliche Übertragung, als sinnlich-geistiger Brückenschlag, die Verbindungen der Sympathie, diese dient als Namensvertauschung und Umbenennung der Angleichung der Weltgegebenheiten an das umsichgreifende Selbst. Ob ein Text in Gegenrede, durch Verneinung, den Rezipienten in seinem Bestreben und Vermögen bestärkt, den inneren und äusseren Freiraum zu behaupten oder zu erweitern, den er zu seiner Entfaltung und Entwicklung braucht, ob ein Buch die Empfindungs-, Wahrnehmungs- und Vorstellungsschranken aufsprengt, mit denen der Alltag des regulierten Lebens und der eindimensionalen Sprache uns umgibt, oder ob es positive Entwürfe setzt und ausführt, in welche die schöpferische Lust des Lesers oder Hörers das reale Potential seiner Wünsche einzubringen vermag, immer «(erzeugt) die ästhetische Botschaft... im Leser zweierlei: zum einen eine kreative Sinnlichkeit, zum andern ein kritisches Erkennen» (43). Das «gute» Buch gewährt dem Leser in dem Handlungsraum, den es darstellt, demnach nicht nur den Spielraum für ein Probehandeln, dessen gerade das Kind und der Heranwachsende bedürfen, sondern es *ist* durch sein Kommunikationsangebot selbst immer auch schon *wirklicher Partner* psychosomatischer Interaktion, einer seelisch-geistigen Tätigkeit auf Körperbasis, die wir zur Stärkung von Initiative, Spontaneität und Handlungsfähigkeit, auf die die menschliche Entwicklung zielt, *unterstützen, nicht kontrollieren* sollten.

Unter den gleichen Voraussetzungen ergeben sich auch die Mängel eines Textes; sie beruhen auf dem Fehlen oder der Umkehrung der angeführten Qualitäten. In HERDERS Worten ist eine solche defizitäre Sprache die der «Pedanten»:

«Unsere Pedanten, die alles vorher zusammenstoppeln und auswendig lernen müssen, um alsdann recht methodisch zu stammeln; unsre Schulmeister, Küster, Halbgelehrte,

Apotheker und alle, die den Gelehrten durchs Haus laufen und nichts erbeuten, als dass sie endlich, wie Shakespeares Launcelots, Polizeidiener und Totengräber, uneigen, unbestimmt, und wie in der letzten Todesverwirrung sprechen . . . (44).»

Die Schärfe dieser Charakteristik ist kaum zu überbieten, an ihr kann man sich zwanglos orientieren.

Natürlich gibt es nun altersgruppenmässig bevorzugte Themen und Inhalte, wobei Leserinteresse und Textverhältnis der Rezipienten aber stets von zahlreichen durch Klassenlage und Familienmilieu wie durch regionale Unterschiede bedingten Sozialisationsumständen überlagert werden; kein Raster wäre breit und tief genug, sie alle zu erfassen und dazu noch die jeweils «relevanten» Texte anzugeben. Eltern, Lehrer und andere, die sich mit dem Kinder- und Jugendbuch beschäftigen, werden deshalb nicht umhin kommen, das Leseangebot immer auf die konkreten Bedingungen der Situationen abzustimmen, in denen sie sich mit Kindern und Jugendlichen verständigen; sie werden also empirisch vorgehen müssen, statt sich auf vorweg verfasste, verallgemeinernde und deswegen lediglich additive Methodiken und Didaktiken zu verlassen. Hierbei können konkrete Rezipientenanalysen nützlich sein, vorausgesetzt, dass sie sich im Rahmen der «Beziehungsform Unterstützung» bewegen (45). Von ausgeklügelten Lehrplankonstruktionen, die nun zu Handen der Erziehungsdelegierten auch noch das Kinderbuch wie andere Stoffgebiete des Unterrichts «aufarbeiten» wollen, ist nur zu warnen; sie verheissen uns womöglich die baldige Fortsetzung des Curriculums bis ins Wochenbett. – Wichtig ist allerdings ein allgemein anwendbarer Orientierungsschlüssel, wie wir ihn mit unseren «Vorüberlegungen» hoffen gegeben zu haben. Zur Veranschaulichung seien noch einige Beispiele angefügt.

(Weiteres zur Kriterienbildung im folgenden Beitrag von R. Kreis.)

Beispiele (46)

Ein gutes Kinder- oder Jugendbuch kann selbstverständlich auch dem Erwachsenen etwas bieten, ja sogar ihm nicht zuletzt. Dies trifft sogleich auf das erste Beispiel zu, auf

MAURICE SENDAKS: *Klaus, Ein warnendes Beispiel*

aus der so amüsanten wie tiefsinnigen «Mini-Bibliothek» des Diogenes Verlags (Zürich 1970/74). Vergleicht man das Versgeschichtchen in fünf Kapiteln etwa mit der «Geschichte vom Suppen-Kaspar» von Heinrich Hoffmann, dem Verfasser des «Struwwelpeter», so springt die Qualität des illustrierten Mini-Bändchens sofort ins Auge: Während Hoffmanns «Gedicht» von vornherein mit seinen sprachlichen Mitteln und seiner langweiligen Moral so dünn ist wie der die Suppe verweigernde Knabe am vierten Tag, baut Sendak seinen Text in flexiblen Versen spannungsvoll aus erzählerischen Hinweisen und doppeldeutigen Dialogen auf, in denen das Interaktionsspiel sich zugleich ent- und verhüllt. Ironisch verschoben wendet das «warnende Beispiel» sich schliesslich, während man es liest, gegen die Eltern, die Verneinungsformel (von Hoffmann stupid als Formel des Unheils gebraucht) «Ich mach mir nichts draus!», die das Kind gegen das in Drohung und übermässiger Besorgnis sich äussernde Verneinungs-Handeln seiner Eltern richtet, wirkt sich letztlich lebensrettend aus und die Erkenntnis ist so gross wie der Spass, in dem sich alle zusammenfinden: «O ja, daraus mach ich mir was!»

In der Geschichte von

FLORENCE PARRY HEIDE: *Schorschi schrumpft*

(Zeichnungen von EDWARD GOREY; ebenfalls Diogenes Verlag, Zürich 1976) findet sich ein Verwirrspiel der aus Nichtbeachtung und negativer Erwartungshaltung sich ergebenden gegenseitigen Verneinung mit einer autodidaktischen Therapie der Ermunterung und Ermutigung zu einer humorvoll-grotesken Folge gegenläufig zusammenkomponiert, in welcher die Kuchenback- und Staubwisch-Neurose der Mutter mit leichter Hand so überzeugend entlarvt wird wie die Wir-sind-eine-Mannschafts-Ideologie des Schuldirektors, vor dem Schorschi wegen «Unentschuldigten Schrumpfens» erscheinen muss. In der Beschäftigung mit dem «Grossen Spiel für Kinder, die wachsen wollen», das er unter seinem Bett hervorholt, kuriert er sich selbst durch die Bewältigung steigender Ansprüche – um, als er seine normale Grösse wieder erreicht hat, am Abend, allein vor dem Fernseher, in dem Spiegel darüber zu entdecken, dass er nun «überall grün» war, während Vater und Mutter Besuch erwarten. Kein Echo für den Wunsch nach Interaktion!

TOMI UNGERER: *Zeraldas Riese*

(Diogenes Verlag, Zürich 1970). Die Geschichte eines Riesen, der mit seiner ganzen Sippschaft durch die ausserordentliche Kochkunst eines kleinen Mädchens von seinem Appetit auf kleine Kinder kuriert wird. Text und Bild bewahrheiten die alte Volksweisheit, dass die Liebe durch den Magen gehe, auf so durchschlagende und zugleich erheiternde Weise, dass selbst säuerliche Moralisten bei der Lektüre des Bandes Gefahr laufen, vom Eros, der das menschliche Mahl durchwirkt, ergriffen zu werden. Wer sich besinnt, wie wir zu leben beginnen, wird die Verwandlung des «hungrigen Riesen» vom Menschenfresser zum wohlrasierten Schlossherrn und fruchtbaren Ehemann mit Vergnügen verfolgen – auch wenn der Autor nicht vergessen hat, auf dem letzten Bilde einem der «Prinzen» Messer und Gabel hinter dem Rücken als alternative Möglichkeit in die Hände zu drücken, während die Mutter das Jüngste auf dem Arm hält.

Man vergleiche dagegen Heinrich Hoffmanns armselige, in ihrer Absicht aber als kritisches «Lesezeichen» wertvolle «Geschichte vom Zappel-Philipp», die, «gegen den Strich» aufgenommen, das ganze Interaktions-Tableau des «guten» Mittagstisches als vertrackte Beziehungsfalle mit dem Ziel der Körperkonditionierung zur Erkenntnis bringt.

OTFRIED PREUSSLER: *Krabat*

(Arena Verlag, Würzburg 1971). Das grossartige Buch benützt Märchentraditionen russischer und deutscher Herkunft. In verschlungener Handlung durch Mühsal und Gefahr, vorbei am Tod, begleitet von Freundschaft, führt es zur Lösung: Den Kampf entscheidet die Liebe. – Mit eindringlicher Schilderungskunst entwirft der Autor die beklemmende Folge dreier Jahre, in denen der Titelheld in einem Wechsel von düsteren Szenen und zeitweiligen Aufhellungen heranreift, bis vom Hintergrunde her das Licht anwächst und er zur Konfrontation mit dem Meister bereit ist. Klar ist das Böse identifiziert: Es verweigert die Entfaltung, sperrt die Entwicklung, es lässt das Leben erstarren. Was lebt, muss sich wandeln. Gegen Veränderung ist nur der Stellvertreter des Teufels. Das Buch sprengt die autoritäre Klammer.

AUGUST NITSCHKE hat die stabilen Verhaltensweisen herausgestellt, die sich in Jugendbüchern dieser Art (er nennt die Erzählungen PREUSSLERS, ASTRID LINDGRENS und CARLO COLLODIS «Pinocchio») in Übereinstimmung mit europäischen Märchen finden. «Das Verhalten der Helden dieser Jugendbücher ist wie das Verhalten der europäischen Märchenhelden autodynamisch. Sie wirken in ihrer Umwelt. Dank ihrer Aktivität behaupten sie sich zwischen den anderen Menschen, setzen sich durch, steigen manchmal sogar über sie auf (47).» So sind die in «Märchen beschriebenen Verhaltensweisen . . . in der Jugendliteratur lebendig geblieben. Es werden in diesen Jugendbüchern moderne Jungen und Mädchen geschildert. Wie in den Märchen jedoch werden die Menschen in gute und böse geschieden, wie in den Märchen verläuft die Geschichte für den Helden vorteilhaft. Die Jugendbücher bringen vor allem den Märchen ähnliche Formen autodynamischen Verhaltens. Sie scheuen vor Kämpfen und Kriegen – im skandinavischen Bereich – nicht zurück; sie rechnen damit, dass – wie in russischen Märchen – der Faule und Starke oder dass – wie bei den Deutschen – der Arbeitswillige belohnt wird; sie handeln – in Italien – von Mitleid und Zuneigung zu Armen und Notleidenden erfüllt» (48).

JAN PROCHASKAS: *Es lebe die Republik*

(Georg Bitter Verlag, Recklinghausen 1968) erzählt die Erlebnisse und Erfahrungen eines zwölfjährigen Buben bei der Besetzung

Mährens durch die Sowjets am Ende des Zweiten Weltkrieges. Der Verfasser schildert ohne Beschönigung das Erwachsenenverhalten zwischen Feigheit und Brutalität, die auf die Jungen des Dorfes abfärben, zwischen Todesverachtung und warmer Zuneigung und lässt durch alle Szenen hindurch seinen etwas zu kurz gewachsenen Helden gehen, geplagt und geschunden, leidend und handelnd, mit immer wachem Bewusstsein und hellhörigen Sinnen. Von der zarten Mutter geliebt, niedergedrückt vom übermächtigen Vater, entwickeln sich seine Gefühle in seiner Sympathie für die Pferde und seiner Freundschaft zum alten Zyrill Vitlich. Das Buch eröffnet in den paar geschilderten Tagen durch die Wahrnehmungskraft und Erlebnisfähigkeit der Perspektivfigur einen vielschichtigen Raum sozialen Lernens. Es stellt einen Entwicklungssprung von ungeheurer äusserer und innerer Spannung dar, in die der Leser vielfältig eingeschaltet wird.

MICHAEL ENDE: *Momo*

(K. Thienemann Verlag, Stuttgart 1974). Mit sicherer Fabulierkunst entschlüsselt der Erzähler das Geheimnis von der gestohlenen Zeit, die ein kleines Mädchen wieder zu den Menschen zurückbringt: von der Zeit, die im Herzen der Menschen beginnt und dort ihren Sitz hat und die uns die grauen Zeitdiebe entwenden, indem sie uns einen Zeitgewinn vorspiegeln, der sich angeblich aus immer rationellerer Arbeit ergibt. Das Buch schildert in märchenhafter Spannung die Lage des Menschen in unserer Zivilisation, dessen Ich, umstellt von den Verlockungen des sozialen Prestiges, den Einflüsterungen der Effektivitäts-Agenten bis zur Selbstaufgabe erliegt. «Die tödliche Langeweile» breitet sich aus. In bezug auf die Kinder lautet die Meinung in dieser Welt, aus der die Liebe schwindet: «Man muss Anstalten schaffen, wo sie zu nützlichen und leistungsfähigen Mitgliedern der Gesellschaft erzogen werden... Kinder sind das Menschenmaterial der Zukunft. Die Zukunft wird eine Zeit der Düsenmaschinen und der Elektronengehirne. Ein Heer von Spezialisten und Facharbeitern wird notwendig sein, um alle diese Maschinen zu bedienen. Aber anstatt unsere Kinder auf diese Welt von morgen vorzubereiten, lassen wir es noch immer zu, dass viele von ihnen Jahre ihrer kostbaren Zeit mit nutzlosen Spielen verplempern. Es ist eine Schande für unsere Zivilisation und ein Verbrechen an der künftigen Menschheit!» (S. 186.) In ein paar Sätzen also das ganze Programm der *Sozialisation*. Und im Zusammenhang damit die Erkenntnis, an der ein Umdenken sich orientieren kann: «Kinder... sind unsere natürlichen Feinde. Wenn es sie nicht gäbe, so wäre die Menschheit längst ganz in unserer Gewalt. Kinder lassen sich sehr viel schwerer zum Zeit-Sparen bringen als alle anderen Menschen.» (S. 116 f.) Wollen wir die Kinder *unterstützen?* Das Buch zeigt den Weg der Wahrnehmung hierzu auf. Beim Lesen gewinnt man den Eindruck, die bedeutenden Dichter seien heute unter die Kinderbucherzähler gegangen.

Anmerkungen

(1) Kamper, Dietmar: Vom Schweigen des Körpers. In: ders. und Rittner, Volker (Hg.): Zur Geschichte des Körpers. Perspektiven der Anthropologie. Carl Hanser Verlag, München-Wien 1976, S. 11 f.

(2) Vgl. zum allgemeinen Stand der Kinder- und Jugendbuchforschung und -didaktik die Jahrbücher 1–4 des Arbeitskreises für Jugendliteratur, Julius Klinkhardt Verlag, Bad Heilbrunn 1975 ff.

Rucktäschel A. / Gorschenick M. (Hg.): Kinder- und Jugendliteratur. Fink Verlag (UTB), München 1979.

(3) Ariès, Philipp: Geschichte der Kindheit, Hanser Verlag, München-Wien 1975³.

(4) de Mause, Lloyd (Hg.): Hört ihr die Kinder weinen. Eine psycho-genetische Geschichte der Kindheit, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1977.

(5) Zit. nach: de Mause (Anm. 4), S. 35.

(6) Monod, Jacques: Zufall und Notwendigkeit. Philosphische Fragen der modernen Biologie, Buchclub Ex Libris Zürich o. J., S. 217.

(7) Lenzen, Klaus-Dieter: Kinderkultur – die sanfte Anpassung, Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1978.

(8) Wenn das auch nicht immer so starr wie von W. Brezinka formuliert wird: «Als ‚Erziehung' werden Handlungen bezeichnet, durch die versucht wird, das Dispositionsgefüge menschlicher Persönlichkeiten mit psychischen... und / oder sozialkulturellen Mitteln... in Richtung auf grösstmögliche Annäherung an gesteckte Lernziele zu verändern.» Zit. nach: Benner, Dietrich: Theorie, Technik, Praxis. In: Zeitschrift für Pädagogik, 15. Beiheft, Die Theorie-Praxis-Diskussion in der Erziehungswissenschaft, S. 18.

(9) Vgl. von Braunmühl, Ekkehard: Zeit für Kinder. Theorie und Praxis von Kinderfeindlichkeit, Kinderfreundlichkeit, Kinderschutz, Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1978.

(10) Spitz, René A.: Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr, Klett Verlag, Stuttgart 1976⁵, S. 61.

(11) Spitz (Anm. 10), S. 181.

(12) Spitz, René A.: Nein und Ja. Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Klett Verlag, Stuttgart 1970², S. 107 f.

(13) Lacan, Jacques: Schriften 1, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1975, S. 64.

(14) Spitz (Anm. 12), S. 101.

(15) Lacan (Anm. 13), S. 65 f.

(16) Portmann, Adolf: Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen. Benno Schwabe, Basel 1944.

(17) Spitz (Anm. 12), S. 12.

(18) Spitz (Anm. 12), S. 75.

(19) Spitz (Anm. 12), S. 119.

(20) Spitz (Anm. 12), S. 120.

(21) Spitz (Anm. 12), S. 123. – Vgl. hierzu auch Verf.: Über Mündigkeit und die Fähigkeit, nein zu sagen, Schweizerische Lehrerzeitung 32/33-1978. Sowie: Glanz und Elend des Kommunikationsbegriffs. Vorschlag einer genetischen Fundierung, demnächst in: Der Deutschunterricht, 3/1979.

(22) Nitschke, August: Zum Wandel in der Geschichte. In: ders. (Hg.): Verhaltenswandel in der industriellen Revolution. Beiträge zur Sozialgeschichte, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1975, S. 137.

(23) Staewen, C. und Schönberg, F.: Kulturwandel und Angstentwicklung bei den Yoruba Westafrikas, in: IFO-Institut für Wirtschaftsforschung München. Afrika-Studien 50, München 1970.

(24) Nitschke, August: Soziale Ordnungen im Spiegel der Märchen. Bd. 2: Stabile Verhaltensweisen der Völker in unserer Zeit, Frommann-Holzboog-Verlag, Stuttgart 1977, S. 177.

(25) de Mause, Lloyd: Evolution der Kindheit, in: de Mause (Anm. 4), S. 85.

(26) Vgl. z. B.: Warning, Rainer: Rezeptionsästhetik, Wilhelm Fink Verlag. München 1975. – Der Deutschunterricht: Rezeptionsästhetik, 2/1977. Diskussion Deutsch: Rezeptionsästhetik, 41/1978.

(27) Iser, Wolfgang: Der implizite Leser, Wilhelm Fink Verlag, München 1972.

(28) Hierzu: Eco, Umberto: Einführung in die Semiotik, Wilhelm Fink Verlag, München 1972.

(29) Dazu auch Verf.: Kunst oder Prä-Kunst, das ist die Frage, in: Das Kunstwerk. Zeitschrift für bildende Kunst, 5/1978. Sowie Verf. und Gerber, Christian: Schüler lernen moderne Kunst und Literatur erfassen, in: Schweizerische Lehrerzeitung 37/1978.

(30) Hierzu auch Verf.: Die deutsche Ballade zwischen Herders naturaler Theorie und später Industriegesellschaft. Zur Praxis des Deutschunterrichts 8, J. B. Metzler Verlag, Stuttgart 1976.

(31) Herder, Johann Gottfried: Von der Urpoesie der Völker, Reclam Verlag, Stuttgart 1972, S. 40.

(32) Herder, Johann Gottfried: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Herders Werke, Dritter Band, Bibliographisches Institut Leipzig und Wien o. J., S. 115.

(33) Vgl. Nitschke (Anm. 24).

(34) Nitschke, August: Der Ausgangspunkt menschlicher Aktivität. In: Kamper und Rittner (Anm. 1), S. 88 f.

(35) Auf die sozialkulturell verursachte Verengung, die Herders Anregungen in der Geschichte der «ästhetischen Erziehung» erfahren, kann hier nicht eingegangen werden.

(36) Herder (Anm. 31), S. 49.

(37) Herder, Johann Gottfried: Abhandlung über den Ursprung der Sprache, Reclam Verlag, Stuttgart 1966.

(38) Herder (Anm. 32), S. 116.

(39) Herder (Anm. 37), S. 88.

(40) Herder (Anm. 31), S. 51.

(41) Herder (Anm. 31), S. 50.

(42) zur Lippe, Rudolf: Anthropologie für wen? In: Kamper und Rittner (Anm. 1), S. 125.

(43) Kreis, Rudolf: Ästhetische Kommunikation als Wunschproduktion. Literaturanalyse am «Leitfaden des Leibes», Bouvier Verlag, Bonn 1978, S. 81.

(44) Herder (Anm. 31), S. 49.

(45) Vgl. z. B.: Kaiser, Michael: Die textorientierte Leseranalyse als Aufgabe der Literaturdidaktik, in: Diskussion Deutsch 41/1978, S. 237 ff.

(46) Ein ausgeführtes Modell zu Georg Brittings Gedicht «Der Hahn» in: Verf. und Stillhard, Ivo: Zum Thema Tier im Unterricht, in: Schulpraxis/Schweizerische Lehrerzeitung 35/1978.

(47) Nitschke (Anm. 24), S. 152.

(48) Nitschke (Anm. 24), S. 155.

Realitäten

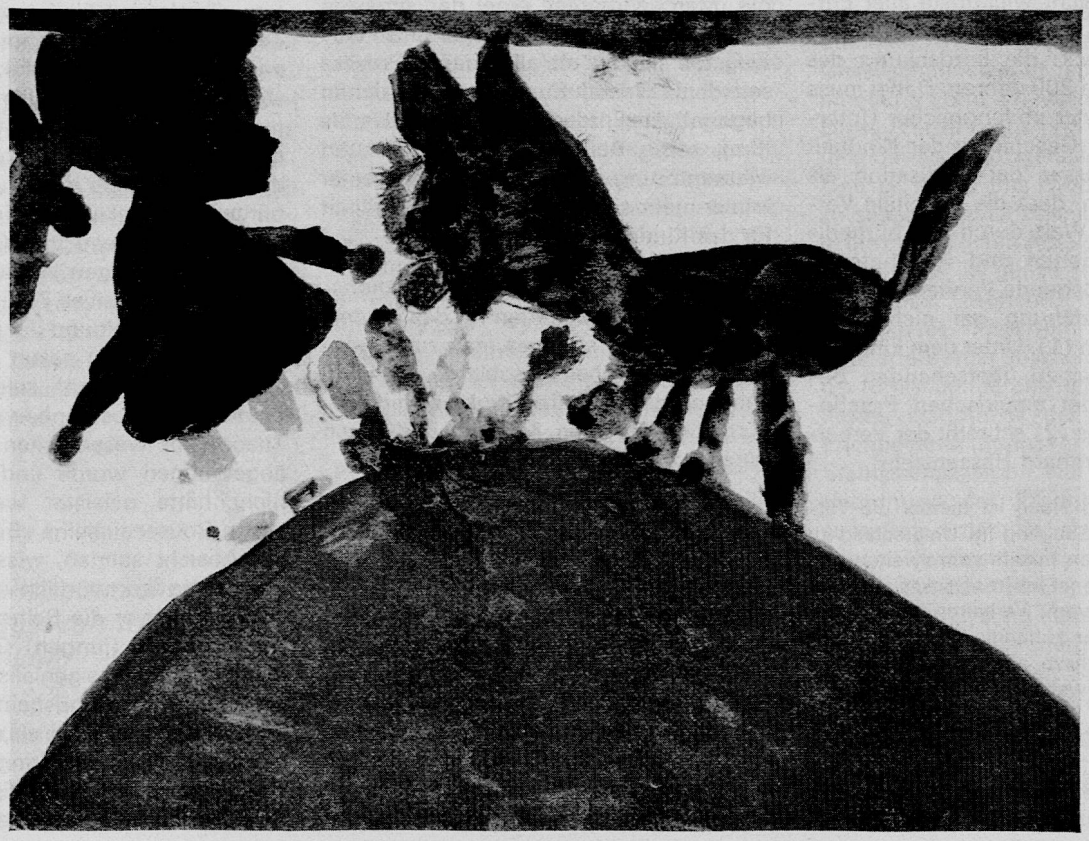
Zu schreiben kann erst beginnen, wem die Realität nicht mehr selbstverständlich ist.

Realität? Die Romanschriftsteller, das ist ein gutes Zeichen, sind sich nicht einig über ihren Gegenstand, der ja wirklich nicht so leicht zu benennen ist wie der Forschungsgegenstand der Physiker. Immerhin kann man daraus, dass Wirkungen zu sehen sind, auf einen Wirkungsfaktor schliessen: immer noch sind Menschen vorzuweisen, die sich bewegt, berührt, beeinflusst von Literatur zeigen. Was in ihnen wirkt, ist weder «das Leben selbst» noch eine Information über Fakten, und doch hat es mit Wahrheit zu tun.

Es gibt eine Wahrheit jenseits der wichtigen Welt der Fakten. Hier endet die Affinität zu den Naturwissenschaften: der Erzähler kann ihre Ergebnisse kennen und nutzen, aber was er selbst auf der Suche nach der Natur des gesellschaftlich lebenden Menschen entdeckt, darf wohl als «wahr» gelten, ohne dass der Nachweis der «Richtigkeit» erforderlich wäre, den jeder naturwissenschaftliche Schluss verlangt.

So wäre es richtig, dass wir, schreibend, die Welt neu erfinden müssen?

Aus: «Lesen und Schreiben» von Christa Wolf. Vgl. Seite 63.



Rudolf Kreis:

Einige Anmerkungen zu verlässlichen Interpretations- und Beurteilungskriterien für das Kinderbuch

Die Geschichte der Kindheit als Schlüssel zum Verstehen und Beurteilen von Kinderbüchern

Bei einer Zusammenschau der bedeutendsten Leistungen des abendländischen Geistes wird auf folgende Entdeckungen hingewiesen: auf die Entdeckung des Sonnensystems (die Kopernikanische Wende); auf die Entdeckung der Neuen Welt; auf die Entdeckung des kapitalistischen Wirtschaftens und Produzierens; auf die Entdeckung der Evolution (durch Charles Darwin); auf die Entdeckung des Unbewussten (durch Sigmund Freud) und schliesslich auf die Entdeckung der atomaren Energie. Merkwürdigerweise bleibt die vielleicht wichtigste aller Entdeckungen im Auge des Abendländers ein blinder Fleck: die Entdeckung des Kindes vor etwa 300 Jahren. Dabei muss aufgrund neuester umfangreicher Untersuchungen der Geschichte der Kindheit wie des Prozesses der Zivilisation als erwiesen gelten, dass die epochale Verwandlung der Welt durch die bürgerlichen Reformationen und Revolutionen ohne die grundlegende Verwandlung der Eltern-Kind-Beziehung gar nicht hätte erfolgen können (1). Unter dem Eindruck des nicht länger zu übersehenden Beweismaterials der empirischen Psychologie des Kindes (2) schreibt der Verhaltensbiologe Bernhard Hassenstein:

> Das grundlegend Neue ist hierbei die Tatsache, dass der Säugling im Unterschied zu früheren Ansichten bereits vom zweiten und dritten Lebensmonat an in schicksalsbestimmender Weise vom Verhalten seiner betreuenden Partner abhängig ist. Bisher hielt man in dieser Phase allein das Stillen des Hungers, die Abwehr von Krankheiten und das körperliche Wohl des Säuglings für bedeutungsvoll. Die neuen Erkenntnisse über die Wichtigkeit der individuellen, nicht wechselnden Betreuung schon im ersten Lebensjahr bedeuten für die private und für die öffentliche Fürsorge die Notwendigkeit einer wirklichen Revolution, vergleichbar mit den tiefgreifenden Umstellungen der Krankheitsvorsorge nach der Entdeckung der Erreger der gefährlichsten Infektionskrankheiten (Tuberkulose 1884) und nach der Erfindung der Impfung (gesetzlicher Pockenimpfzwang erstmalig 1807). Die Aufgabe der allernächsten Zukunft ist die Ausrottung der Mutterentbehrung und ihrer Folgen (Deprivationssyndrom) mit der gleichen Konsequenz, mit der man in der Vergangenheit durch Hygiene das Kindbettfieber und durch Immunisierung die Kinderlähmung besiegte (3).

Die «kopernikanische Bewusstseinswende» in den Hirnen von Biologen, Psychologen, Soziologen usw., die sich seit einigen Jahrzehnten in diesen Hinweisen auf die unschätzbare Bedeutung des Eltern-Kind-Verhältnisses für eine humane Gesellschaft manifestiert, leuchtete – das wissen wir heute – bereits im Mittelalter in den Sternen der grossen Kunstwerke auf, gehängt in die schwärzeste Nacht des Kindes. Während die etablierte Geschichtsschreibung die Geschichte der Sieger schrieb, schrieben die Künstler die Geschichte der ewig Besiegten: der Kinder und Frauen. Die Märchendichter schrieben, weil sie selbst im Tiefsten Kinder geblieben waren, das Inferno des Kindes aus sich heraus, zugleich aber dessen mögliches Gegenteil in wunschproduktiven Schlüssen, die ganz neue Konzepte der Mitmenschlichkeit und die Überwindung der alten Zerwürfnisse intendierten. Damit nahmen die Märchendichter eine der grössten Kulturleistungen des Bürgertums vorweg, die sich als ein allgemeiner Prozess seit dem 17. Jahrhundert zu vollziehen begann: die Entdeckung des Kindes als Kind, seine Befreiung von Arbeit und Massentötung, die Gewährung einer immer mehr sich verlängernden Kindheit für das Kind.

Will man zu verlässlichen Interpretations- und Beurteilungskriterien für das Kinderbuch kommen, so muss man zuerst einmal die Kindheitsgeschichte kennen, genauer gesagt: die Struktur der vorbürgerlich-feudalen Kindheit und deren Wandel zur bürgerlichen Kindheit.

Kindheitserfahrungen als Kern von Gottfried Kellers Dichtungen

Um dies genauer darzustellen, möchte ich mich eines Begriffs bedienen, den ich bei einem Künstler gefunden habe, in dessen Werk der Zusammenhang von Kindheit und Gesellschaft in ganz besonderem Masse zum generativen Kern ästhetischer Produktion geworden ist: bei Gottfried Keller. In seinem autobiographischen Roman «Der grüne Heinrich» steht der Satz: «Wenn ich nicht überzeugt wäre, dass die Kindheit schon ein Vorspiel des ganzen Lebens ist und bis zu ihrem Abschlusse schon die Hauptzüge der menschlichen Zerwürfnisse im kleinen abspiegele, so dass später nur wenige Erlebnisse vorkommen mögen, deren Umriss nicht wie ein Traum schon in unserem Wissen vorhanden, wie ein Schema, welches, wenn es Gutes bedeutet, froh zu erfüllen ist, wenn aber Übles, als frühe Warnung gelten kann, so würde ich mich nicht so weitläufig mit den kleinen Dingen jener Zeit beschäftigen.» Dieser Satz ist die Kellersche Version der Wordsworth-Hypothese, die besagt: alle Dichtung habe ihren Ursprung in Kindheitserfahrungen. Doch der Satz besagt noch mehr: er stellt in nuce eine ganze Poetik dar. Kellers dem «poetischen Realismus» zugesprochenes Werk ist nicht einfach Abspiegelung der Aussenwelt «menschlicher Zerwürfnisse», sondern die Herausschrift eines so früh in der Kindheit erfahrenen «Wissens», dass es als «Traumwissen» zum innerleiblichen Bestand und zum unbewussten Lebenswegweiser geworden ist. Es ist also nicht die Realität aussen, die im Dichter Form und Bewegung annimmt, sondern es sind die tief eingeprägten Schemata und «operativen Pläne» im Innern des Dichters, die als eine Fiktion von Aussenwelt Text und Gestalt annehmen. Kellers Gewissheit über die Wichtigkeit der Kindheit steht keineswegs isoliert da, sondern markiert nur einen Punkt in einem allgemein sich vollziehenden Bewusstwerdungsprozess, der im 18. Jahrhundert als bürgerliche Bekenntnisdichtung besonders bei Rousseau und Goethe mit beträchtlichen Folgen virulent wird als ein geradezu obsessives Zurückfragen in die früheste Kindheit und der sich im 19. und 20. Jahrhundert seiner selbst immer sicherer wird, nicht zuletzt durch die Entdeckung des Unbewussten, dessen Theorie im wesentlichen der Dichtung abgewonnen wurde und ohne sie gar nicht hätte geleistet werden können. Wenn Rousseau seine «Bekenntnisse» in der Absicht schrieb, wissen zu wollen, wie er – so wortwörtlich – «gemacht» ist, so formuliert er die Selbsterkenntniswut seiner ganzen (jungen) Generation und der folgenden: das genialische Bürgertum erlebt sich von Kindsbeinen an als neu und anders «gemacht» als die noch feudal geprägten Menschen ringsherum. Interessant ist, dass mit der Entdeckung des Kindes und der Kindheit das Kinderbuch

entsteht; interessant ist, dass mit der neuen bürgerlichen Kindheit die Märchen aufhören, Wahrheit zu sein, und «Märchen» werden mit offizieller Billigung, nachdem man sie schnell noch ein wenig entschärft hat (näheres siehe unten).

Wenn ich mich im folgenden statt der Bezeichnung Kindheit des kellerschen Begriffs des «Kindheitstraumschemas» bediene, so aus zwei Gründen:

Erstens soll an der Struktur des Begriffs aufgezeigt werden, was von einem guten Kinderbuch verlangt werden muss; zweitens erfasst der Begriff Kindheitstraumschema jene wunschproduktive Kraft, die, das lässt sich am Märchen nachweisen, den epochalen Wandel vom feudalen Mittelalter zur bürgerlichen Gesellschaft an der leiblichen Basis mitbewirkt haben muss. Struktural gesehen, besagt Kellers Begriff, dass dem Kind schon ganz früh das menschliche Zerwürfnisschema seiner Epoche in den Leib eingeprägt wird, was nicht weniger besagt, als dass der Mensch als Kind schon zu einem gespaltenen Wesen gemacht wird, in dem ein Ego des kollektiven Anspruchs (der Sozialnorm) und ein Selbst, das sich der Norm nicht unbedingt beugen möchte, einander spannungsreich gegenübertreten, so dass man zum Beispiel im Konfliktfall immer schon mit sich selbst kämpft, ehe man mit dem anderen kämpft; und dies bis in die Träume, wo sich der Träumer zum Beispiel in einen Verfolger und einen Verfolgten spaltet. In den kellerschen Komplex «menschlicher Zerwürfnisse» ist aber – höchst merkwürdig – zugleich etwas «Gutes» und «froh» zu Erfüllendes mit eingegeben, eine ganz frühe, unauslöschliche Glückserfahrung, die in den Gärten des grünen Heinrich zum Wunschbild wird, vor allem in Judiths Garten, der Paradiesmetapher des realen Mutterterritoriums, in und von dem jedes Menschenkind im ersten Lebensjahr lebt, ein Jenseits der menschlichen Zerwürfniswelt, um dessen Erfüllung der exilierte grüne Heinrich ein Leben lang kämpft (4).

Das Kindheitstraumschema als Grundlage von Interpretation und Beurteilung

Dem Begriff Kindheitstraumschema können demnach zwei verlässliche Interpretations- und Bewertungskriterien für ein Kinderbuch entnommen werden:

Erstens: das Schema menschlicher Zerwürfnisse muss redlich offengelegt, darf nicht harmonisiert werden.

So ist zum Beispiel keine der als Jugendlektüre geschätzten Erzählungen Kellers, wenn man kritisch hinsieht, harmonisch «verklärend», im Gegenteil. Wenn dennoch so viel Sonne, so viel Beglückendes zwischen den Zerwürfnissen aufleuchtet, dann doch als verwunschenes Schöne, dessen Unerlöstheit den Leser wunschproduktiv macht und darin bestärkt, die zur inneren Vorschrift gewordenen «Realitäten» subversiv zu unterlaufen.

Daraus ergibt sich zweitens: Da uns die menschlichen Zerwürfnisse als Struktur so früh in den Leib eingesprochen und eingeschrieben worden sind, dass wir sie – da uns unbewusst – als «normal» und «natürlich» empfinden, muss in das Kinderbuch eine wunschproduktive Kraft eingehen, die die kollektiv vorgeschriebenen Denk-, Empfindungs- und Verhaltensbahnen in uns aufbricht und unser Selbst und seine verdrängten Bedürfnisse gegen unser Ich zum Reden bringt. Das Ich aber ist immer zuerst einmal das Subjekt der Rede. «Warum immer ich?!» lehnt sich das Selbst des Kindes im konkurrierenden Ranggefüge der Familie gegen sein Ich auf, zu dem es per Sprach-Gesetz von seinen Ersterziehern gemacht worden ist, damit es zuerst einmal als Objekt der Sachzwänge akustisch ferngelenkt werden kann, dann aber, damit es umgekehrt seinerseits als Subjekt der allgemeinen Rede seinen Nächsten zum Objekt machen und be-stimmen kann: «Geh *du* doch!» Als Subjekt der Rede funktioniert jedes Menschenkind automatisch im Sinne des grundlegenden Werkzeugs der sozialen Anpassung: der Sprache, die, darauf weist Piaget hin, nicht vom einzelnen erfunden, sondern die ihm in fertigen Formen, die verpflichtender und kollektiver Natur sind, aufgenötigt worden ist. Piaget, Lacan und andere weisen allerdings auch darauf hin, dass das kollektive Sprachsystem, dieser allmächtige Organisator der kulturellen Grundfaktoren: Arbeit und Verbot (Herrschaft) niemals dem Menschen genügt hat, wenn es ihm darum ging, die ihm eigenen Erlebnisse und Wünsche, die immer auch verboten sind, zum Ausdruck zu bringen, die «innere Sprache» (Wygotski) seines ureigensten Selbst (5).

Vom Begriff des Kindheitstraumschemas her empfiehlt sich demnach die Anwendung dreier Aspekte, um den Wert eines Kinderbuches zu ermessen: erstens des historischen Aspekts; zweitens des Zerwürfnisaspekts; drittens des wunschproduktiven Aspekts.

Zum historischen Wandel des Kindheitstraumschemas

Zunächst zum vorbürgerlich-feudalen Kindheitstraumschema. Der welthistorische Wandel um 1800 war keineswegs nur Entfesselung der Produktivkräfte, sondern ebenso Entfesselung *leiblicher* Energien, die nicht nur in Gestalt einer sprunghaften Vermehrung der Menschen und ihrer Lebenserwartung symptomatisch wird, sondern auch in Gestalt der sprunghaften Vermehrung der geistigen Produktion, beschrieben – je nach Standpunkt – als Blütezeit oder als «tintenklecksendes Säkulum». Die Erforschung der Kindheitsgeschichte sowie des Prozesses der Zivilisation erlaubt die These, dass ein untrennbarer produktiver Zusammenhang besteht zwischen dem sozialökonomischen System, das sich eine Epoche gibt, und dem Mass an Bewegungsspielraum, an Autodynamik, das man dem Körper, der das System zu tragen und zu legitimieren hat, zugesteht. Blickt man unter dem Eindruck bürgerlicher Produktionsdynamik zurück auf die altdeutsche, alteuropäische Welt, so erscheint sie als in sich stabiles System mit einer an Zahl weitgehend gleichbleibenden Bevölkerung und einer weitgehend statisch gehaltenen Ökonomie. Diese Statik wurde zunächst einmal dadurch erzeugt, dass man für die überschüssigen Energien, die faktisch auch die ärmste Gesellschaft erzeugt, eine kollektiv verbindliche Form der Verzehrung «erfand». Diese Verzehrungsform bestimmte sich religiös als «gottgefälliges Werk» (6). Und es ist für uns Moderne erstaunlich zu sehen, wieviel überschüssige Energie in die prächtigsten Abteien und Kathedralen einfloss, in ganze Heerscharen kontemplativer Mönche, Nonnen, in unproduktives Pilgertum, in barmherzig tolerierte Bettler sowie in eine den Prunk der römischen Kirche imitierenden Adelskaste. Leitprinzip der vorbürgerlichen Energievernichtungs- und damit sozialen Stabilisierungsform war die strenge Unterordnung der Produktion und Konsumption unter die christlichen Moralgesetze (wie zum Beispiel das kanonische Zinsverbot oder die Regel vom gerechten Preis). Das System kanalisierte die überschüssigen Körperenergien, gab so dem Leben einen heiligen Sinn und hatte in sich durchaus seine «Vernunft». – Aber das heilige Register hatte ein Loch, einen ökonomisch nicht zu bewältigenden Bereich, der sich der sozialen Sinngebung unfasslich düster entzog: Es war das Kind,

das mit seinem Leib und seinem Leben dafür bezahlen musste, dass das Ganze in sich stabil blieb. Dies geschah auf zweierlei Weise: erstens durch rigorose Drosselung der Autodynamik des Körpers, durch Deprivation also; zweitens durch Kindestötung. Es war «normal» und «natürlich» (bis in den Sprachgebrauch hinein und gerade da!), Kinder gar nicht als Kinder anzusehen, sondern als «infans», als «Plagen» usw., die man, wenn sie verwertbar waren, im zartesten Alter schon zu schwerster Arbeit zwang, in fremde Dienste gab oder verkaufte, in andere Länder oder an Bettler, die ihnen die Knochen brachen, um zu mehr Almosen zu kommen, und die sie anschliessend verhungern liessen. Kinder wurden durch barbarische Wickeltechniken an Kopf und Gliedern deformiert oder sie wurden, wenn sie im Wege waren, einfach umgebracht. Wo, was selten gründlich geschah, Strafverfolgung zu befürchten war, liess man Neugeborene verhungern oder ersticken oder setzte sie aus, warf sie in Flüsse oder Kloaken oder gab sie in Findlingshäuser. Aber auch dort verkamen und starben die Kinder, verkamen und starben zu Abertausenden in allen Findlingshäusern Europas. Die Geschichtsschreibung des Kindes deckt auf, dass dieses Inferno des Kindes ein klassenloses Inferno war, dass auch die Kinder des Adels in der Regel lieblos und mit äusserster, oft brutaler Strenge erzogen wurden, wenn man sie nicht in Klöster steckte, damals wahre Abfallgruben für nicht verwendungsfähige, sexuell stillzulegende Adelskinder. Das allgemein geltende *Zärtlichkeitstabu* wird unter anderem daran deutlich, dass die Neugeborenen der besitzenden Stände unmittelbar nach der Geburt an Ammen weggegeben wurden, die darin in der Regel bloss ein Geschäft sahen und dem Kind nicht die Zuwendung zuteil werden liessen, die zur Entwicklung seiner Liebes- und Arbeitsfähigkeit artspezifische Grundvoraussetzung war und ist. Der allgemeine Aberglaube, dass die Milch von Ammen, die Mädchen geboren hatten, besser sei, führte zu einem historischen Phänomen, das man sich bisher nicht erklären konnte: zwischen 1450 und 1750 kommt es überall in Europa zu einem biologisch nicht mehr erklärbaren hohen Männerüberschuss. Die Ammen liessen in empfindungslosem Geschäftseifer ihre eigenen Töchter sterben und pflanzten das Leben eines fremden männlichen Kindes auf den Tod, – sollte man nicht sagen: den Mord? – des eigenen. Bedeutende Männer der Kirche, zum Beispiel San Bernardino, erkannten sehr früh die bösen Folgen des «Weggebens» der Kinder und predigten dagegen. Doch die Macht der eingefahrenen Verhältnisse, der «Realitäten», war stärker. Zusammenfassend gesagt, lassen sich als Grundmerkmale des vorbürgerlich-feudalen Kindheitstraumschemas wie folgt nennen: Zärtlichkeitstabu, Verbrauch der kindlichen Energie durch Arbeit, leibeigenschaftliche Unterwerfung unter den elterlichen Willen, Vernichtung überschüssigen Lebens, Malthusianismus also. Und es ist ein überaus interessantes sozialgeschichtliches Phänomen, dass das, was im frühen 19. Jahrhundert redlicherweise als nachhallendes Verfolgungswahnbild hätte mächtig werden müssen, sich im Hirn eines englischen Nationalökonomen (Th. R. Malthus) zu einem Zukunftswahn verdrehte, genau in dem Moment, wo der Wahn der Massenvernichtung des Kindes ein Ende hatte und in den Grimmschen Märchen zum «Es war einmal» wurde.

Hänsel und Gretel als ästhetische Botschaft eines welthistorischen Umbruchs

Es gibt kein Kinderbuch, in dem der welthistorische Umbruch vom Feudalsystem zum bürgerlichen System kunstvoller und wunschproduktiver gestaltet wird als in den deutschen Volksmärchen. Ich möchte das an den Urfassungen (7) zweier beliebter Märchen kurz darlegen: an «Hänsel und Gretel» und an «Schneewittchen». Zunächst zu «Hänsel und Gretel». Hinsichtlich der Zeit, in der dieses Märchen entstand, vermittelt die darin dargestellte Familienstruktur einen untypischen Eindruck: den der bürgerlichen Gatten- oder Kleinfamilie mit dem Nachwuchs nach Mass. Typisch für das vorbürgerlich feudale Kindheitstraumschema und dessen Problematik, auf die das Märchen reagiert, war aber die Grossfamilie, der oikos. Indem dieses Märchen ausschliesslich den Kern jenes alten Beziehungsgefüges herausfiltert, offenbart es seine besondere Intention: Es geht ihm um die Problematik des unmittelbarsten, natürlichsten, lebensnotwendigsten Verhältnisses, das es zwischen Mensch und Menschenkind gibt: um das Verhältnis Mutter–Kind, Bruder–Schwester, Mann–Frau. Diese Verhältnisse werden auf der Grundlage der feudalgesellschaftlichen Dialektik von Triebenergieüberschuss und (Brot-) Mangel einer Bewährungsprobe unterworfen. Das Verfügen der Eltern über ihre leibeigenen Kinder ist so negativ wie herkömmlich, die Kindesaussetzung ein allgemein übliches, uraltes Rezept. Deshalb erfolgt die tödliche Intrige der Eltern gegen die eigenen Kinder auch nicht als von aussen erzwungen, sondern von *innen*, das heisst sie selbst machen sich ohne viel Aufhebens und nach besseren Lösungen sinnend zum Vollstrecker eines Todesurteils, zu dem «die Gesellschaft» sie gar nicht erst zu nötigen braucht. Die Familie funktioniert in ihrem innigsten Kern als prästabilisiertes Selektionssystem, das seinen Nachwuchs, wenn er überschüssig wird, ganz «schematisch» auf kalkulierbare und ersetzbare Quantitäten reduziert. Auffallend und – für uns heute! – befremdend, weil der natürlichen Bestimmung zuwiderlaufend, ist die besondere Aktivität der Mutter. Das Märchen weist gerade hier mit aller Redlichkeit auf die tragische Verflechtung von Kindesschicksal und Frauenschicksal im vorbürgerlichen Kindheitstraumschema hin. Die Mathematik des Todes, die die eigene Mutter ohne Skrupel auf ihre Kinder anwendet, ist die Sprache ihrer eigenen degradierten Natur, die Sprache einer «Gebärmaschine», die in der Mutterleib-Metapher des Hexenbackofens deutlicher als das Gorgonenhaupt der Paradoxie von Gebären (Backen) und Vernichten (Fressen) wiederkehrt und dort erst den Kindern so ganz in ihrer Schrecklichkeit bewusst wird. Die durch die bösen Lebensbedingungen frühreif gemachten Kinder Hänsel und Gretel erlauschen den Anschlag der Mutter und leisten ihm planvoll Widerstand. Interessant ist, dass der Vater als der gesellschaftlich weniger unterdrückte Mann etwas widerstrebend der «Frauensache», sprich «Drecksarbeit» zustimmt. Mit dem Widerstand der Kinder aber beginnt die wunschproduktive Kraft des Märchens sich zu entfalten: die Subversion einer seit Jahrtausenden eingefahrenen kollektiven Norm. Widersprüchlich genug, misslingt die Klugheit des Kieselsteintricks. Zwar führt er aus dem gefahrvollen Labyrinth des «Waldes» heraus, aber nicht aus dem Kreislauf von Not und Notwehr. Erst der gänzliche Brotverlust (der Bröcklein) sprengt den fruchtlosen Zirkel und verkehrt den finsteren und gefährlichen «Wald» in ein Abenteuer der Erkenntnis. Der «Wald» aber ist, mit allem, was er birgt, Metapher des vorbürgerlichen Sexualschemas, in dessen Geheimnisse die Kinder eindringen, als Opfer, aber als solche, die aus ihrer Not lernen und Überlebensstrategien entwickeln. Inmitten des «Waldes» entdecken die Kinder das Brothaus als ein Territorium unversiegbaren Überflusses an Lust- und Bedürfnisbefriedigung. Doch indem dieses Territorium als beherrscht von einer «Hexe» erfahren wird, geht den Kindern die ganze Perversion des Mütterlichen auf. Zuerst dürfen die Kinder ganz und ungeteilt von

ihrem Leib (Haus) leben, um dann ihres Lebensglücks beraubt und für «Topf» und «Backofen» (Gretel) bestimmt zu werden. Dadurch, dass Gretel die «Hexe» in die Zeugungs- und Vernichtungsmaschinerie, aus der sie selbst hervorgegangen ist, zurückstösst, bringt sie die tausendjährige Kindesdeprivation und -vernichtung an der Wurzel zum Erlöschen. Der Hexenmord verwandelt die Geschwister in ein Liebespaar, das tanzt und sich küsst, und verwandelt das Brothaus in ein Leben schenkendes Glückshaus, in eine neue Form der Mütterlichkeit, die dem Kind (auch über das infans-Stadium hinaus) Zuwendung und Geborgenheit gewährt. Dem «Wald» als dem gefährlichen kinderfeindlichen Sexualschema ist das Labyrinthische und Unglückliche genommen. Im Besitz eines besseren Sexualschemas (näheres siehe unten) erweist sich der Weg nach Hause nicht mehr als ein Irrweg. Die gross und glücklich gewordenen Kinder Hänsel und Gretel verwandeln das elterliche Nothaus von einst in ein Glückshaus von Dauer. Allerdings, und da steckt der Haken: *ohne* die Mutter, die der eigentümlichen wunschproduktiven Logik des Märchens zum Opfer fällt. Sie «war» gestorben, heisst der lakonische Schluss, der damit den Charakter einer Pointe, eines Hebels der Erkenntnis erlangt. Der Leser wird genötigt, Muttertod und Hexentod zu einem einzigen Vorgang zu machen. Es fällt auf, dass die Übereinstimmung zwischen Mutter und Hexe über die Tatsache des gemeinsamen Todes weit hinausgeht: beide vertreten sie das kindervernichtende Prinzip der Selektion und wenden es rücksichtslos an. In dieser Funktion treten beide gespalten auf: gewährend und beraubend, schön redend und böse handelnd. Diese Gespaltenheit teilt sich dem Märchenleser (-hörer) aus der Perspektive der betroffenen Kinder mit, als Erkenntnisschock, da sich das liebliche Brothaus als Todeshaus erweist, die Sexualität als etwas Tödliches, vor allem für die Kinder. Erst in der Hexe wird die sich selbst entfremdete Mutter, wie es wörtlich heisst: «erschreckend» erfahren. Trotz der «feinen Stimme» hören/lesen wir: «Hänsel und Gretel erschraken so gewaltig, dass sie fallen liessen, was sie in der Hand hielten.» Das Kunstmittel der Figurenverdoppelung (-spaltung) macht deutlich, dass es dem Anonymus, der es erfand, nicht um die Rache an einer «Hexe» geht, die sicher grausam wäre, sondern um die Vernichtung einer Konzeption von Welt, die leibliche Mütter dazu nötigt, Hexen zu werden an ihren eigenen Kindern. «Hexe» ist also als Metapher zu lesen, konkret gesagt als ein Mischporträt aus vor allem drei Gesichtern: erstens dem verbitterten, ausgemergelten Gesicht der sexuell früh verbrauchten «Gebärmaschine»; zweitens aus dem lieblosen Lügengesicht der in ihrer mütterlichen Natur unterdrückten Frau, die ihre eigenen Kinder deprivieren oder gar umbringen muss; drittens aus dem zur Hure verteufelten (verhexten) Gesicht der Sexualität als Folge des Unvermögens der vorbürgerlichen Gesellschaftsordnung, das innigste und humanste Bedürfnis nach Liebesglück durch bessere Formen der Geburtenbeschränkung zu ermöglichen. Die jahrhundertelange Einschränkung der Sexualität durch Kirche und Staat vor allem der Feudalzeit darf deshalb nicht einseitig bloss als leibfeindliche Bosheit missverstanden werden; dahinter stand auch die Sorge um das Kind, stand vor allem das Bewusstsein der Grenzen des ökonomischen Konzepts. – Märchen, vor allem die Grimmschen, zählen zu den kunstvollsten ästhetischen Botschaften, die wir weltweit besitzen, und damit zu den verwirrendsten; und dies vor allem deshalb, weil die bis in unsere Tage verdrängte historische Situation des Kindes darin wunschproduktiv geworden ist.

Spekulative und kindheitshistorische Märchendeutung

Die Folge war von jeher ein üppiges Ins-Kraut-Schiessen spekulativer Deutungen nach allen Regeln der gängigen «Verwirr-Methoden», die Iring Fetscher mit Recht sehr amüsant auf die Schüppe nimmt (8). All diese Deutungen – allerdings auch Fetschers Kritik – haben darin ihr Defizit, dass sie a-historisch verfahren oder aber, wie die Soziologen, bloss die Oberflächenparade des sozio-ökonomischen «Fortschritts», den es zu beschleunigen gilt, im Blick haben, nicht aber die verdrängte Geschichte der Kindheit, die allein dem Herumstochern im Nebel der Ambiguitäten ein Ende bereiten kann. Auch Bruno Bettelheims Analyse weist – bei aller hervorragenden Einsicht im Detail – das allgemeine historische Defizit auf. Er sieht den Wert des Märchens in der (therapeutischen) Nutzanwendung auf modern-bürgerliche Kindesneurosen, die es aber in der feudalen Kindheit nicht gab, jedenfalls nicht so gab (näheres siehe unten). Deshalb greift er historisch fehl, wenn er in Hänsel und Gretels Verhalten bloss ein Regressionsproblem sieht und feststellt: «Die Regression zu dem frühesten ‚himmlischen' Zustand des Seins – als man noch an der Brust der Mutter symbiotisch mit ihr lebte – vernichtet jede Individuation und Unabhängigkeit (9).» Was Bettelheim hier dem Märchen unterstellt, ist ein typisch bürgerliches Problem, das nur da entstehen kann, wo Eltern in einem Übermass an Liebe über die Zeit hinaus ihre Kinder an sich binden und im ödipalen Laufställchen festzuhalten suchen. Ein solcher (falscher) Luxus war der vorbürgerlichen Kindheit fremd, schon aufgrund des Zärtlichkeitstabus. Der Vorstellung einer Regression steht auch die starke Handlungsdynamik entgegen, die die Kinder Hänsel und Gretel entfalten. Kurzum, was das Märchen will, ist dies: Kinder sollen nie mehr ausgesetzt, nie mehr im Stich gelassen, nie mehr im Labyrinth einer verhexten Sexualität zugrundegerichtet werden. Das Mädchen Gretel will keine Hexe werden wie die Mutter, will sein leibliches Glück, will – das drückt die symmetrische Zuwendungsform des Tanzes aus – die Gleichberechtigung der Geschlechter, die Brüderlich- und Schwesterlichkeit, will – mit Lacan zu sagen «die totale Form des Körpers». – Wer kunstvolle Darstellungen des Regressionsproblems lesen will, muss zu Kafkas Parabeln greifen, wo die Perspektivfiguren an paranoischen Umkehrungen der Lebenslaufrichtung zugrunde gehen (10).

Trotz des a-historischen Verfahrens sind Bettelheims Märchenanalysen sehr empfehlenswert, vor allem wenn man sie zum Vergleich mit dem hier skizzierten kindheitshistorischen Ansatz heranzieht. Während man Kindern im Märchenalter Märchen nur dadurch deuten kann, dass man sie ihnen in liebevoller Zuwendung *erzählt* (alle ästhetischen Botschaften sind ihrer Form nach auf Zuwendung zugeschnitten!), kann man sie 13 bis 18jährigen Kindern beziehungsweise Jugendlichen dank der neuesten Erkenntnisse der Kindheitsgeschichte sehr wohl deutend näherbringen, ohne sich in ästhetisierenden Verwirrspielen zu verlieren. Denn Märchen sind eine der wichtigsten Erkenntnisformen für den Prozess der Zivilisation an der leiblich-seelischen Basis, der Basis jeder «Basis». Pädagogen wissen, dass man Kinder und Jugendliche durch nichts so mobil machen kann wie durch deren Hinwendung auf ihre ureigensten Probleme, auf die Frage, was sie selbst zu dem «gemacht» hat, was sie sind. Der kritische Vergleich der eigenen, ganz anders gearteten Kindheit und ihres Sexualschemas mit der Kindheit der Feudalzeit kann mit Hilfe des Märchens zum Prozess der Selbsterkenntnis sehr viel beitragen.

Lebensproblematik des Kindes in Schneewittchen

Um zu zeigen, wie breit gestreut die kindliche Lebensproblematik des Abendlandes im Märchen dargestellt ist, sei noch ganz kurz auf «Schneewittchen» hingewiesen, ehe ich mich dem bürgerlichen Kindheitstraumschema und seiner Struktur zuwende.

Wir wissen es, auch heute noch ist es Frau wie Mann zum Habitus, zur inneren Vorschrift geworden, im täglichen Befragungsritual des Spiegels ihr Aussen-Ego zu kontrollieren, um der Selbstbestätigung durch die Gruppe beziehungsweise eine anonyme Öffentlichkeit nicht verlustig zu gehen. In dem Märchen «Schneewittchen» tritt die Ichverlustangst in Gestalt des täglichen Spiegeldialogs der Königin und Mutter ins Bild. Der Eitelkeitswahn der Mutter wendet sich mit «tödlichem» Hass gegen das eigene Kind, das mit Hilfe der Requisiten der Eitelkeit (Schnürmieder und Kamm) schliesslich durch Verführung zur vorgeschriebenen Sexualität (Symbol des vergifteten Apfels) von seiner eigenen unverdorbenen kindlichen Schönheit abgebracht und in die allgemeine eitle Schönheit eingewiesen werden soll. Die Vorschrift ergeht durch den tyrannischen Spiegel: er ist der grosse Andere, das kollektive Gesetz, der in der Abwesenheit dennoch stets anwesende «Vater». Als solcher lässt der Spiegel immer nur ein Entweder-oder zu, immer droht er – das ist der Logozentrismus seiner Sprache – mit seiner eigenen Kehrseite: denn seine Macht über die Königin beruht darauf, dass er die komplizierte Welt fein säuberlich vereinfacht in zwei oppositionelle Klassen einteilt: in schön (schöner, am schönsten) und hässlich, in (entweder) oben und (oder) unten, in Herr und Knecht, gut und böse usw. Ein Drittes gibt es nicht, schon gar nicht eines, das die Gegensätze aufhebt. Wie sein Verhalten zeigt, wird Schneewittchen nur durch den Glückswillen des Märchens von diesem allgemeinen Eitelkeitswahn nicht ganz gefangengenommen. Denn der allmächtige Spiegel spielt gerade die noch nicht ins Schema eingebrachte kindliche Sexualität (rot wie Blut) gegen die Königin aus und erzwingt so deren vorgeschriebene Einbindung. Dass Schneewittchen diesem deutlich feudal geprägten Sexualschema nicht erliegt, verdankt es dem bürgerlichen Geist seiner Beschützer einschliesslich des Prinzen und seiner Diener, die den Sinn der Schönheit neu bestimmen: nicht mehr parasitär und gegen den Nächsten gerichtet, sondern verbunden mit produktiver Tüchtigkeit für die Gesellschaft. Der gläserne Sarg ist Metapher der zu den Rändern des Körpers entäusserten kalten, glasesharten Sexualität, in der alle innere Glut «schläft», zu «Tode» gekommen ist. Erst der handgreifliche Protest eines der Diener, die die unnütze «tote» Schönheit spazierentragen müssen, lässt das Gift aus dem Körper fahren und diesen wieder warm und lebendig werden. Dem zu einer neuen Form der Schönheit und damit Sexualität erweckten Schneewittchen wird das Gesicht des Prinzen in der liebevollen Zuwendung zum «Spiegel», der keine tödliche Kehrseite zulässt, wohl aber die Urform menschlicher Zuwendung, in der die Liebenden ihr Gesicht im Gesicht des anderen haben. Der vorbürgerlich-feudale Schönheitsbegriff war gebunden an Äusseres: an Besitz, prunkvolle Kleidung, Pflege durch Dienerschaft, Stand und damit Befreiung von körperverzehrender Arbeit. Dagegen hatte das in Rauch und Küchenasche hineingenötigte allgemeine «Aschenputtel» der unteren Stände keine Chance. Aufgrund des allgemeinen Zärtlichkeitstabus aber verbanden sich mit der feudalen Schönheit vor allem Eitelkeit und kalter Hochmut. Dagegen richtet sich die subversive Gewalt des Märchens, das zu seiner Zeit eine weitgespannte Utopie dessen war, was heute greifbarer erscheint: eine wirkliche leibliche und geistige Chancengleichheit aller. Interessant ist ein Vergleich der Urfassung von «Schneewittchen» mit der Grimmschen Fassung. Dort wird unter dem Einfluss des engbrüstig restaurativen Geistes nach der französischen Revolution der protestierende Diener durch den stolpernden Diener ersetzt. Und die spontane Sinnlichkeit des Liebespaares der Urfassung: «Und sie setzten sich zusammen an die Tafel und assen in Freuden», wird eliminiert und züchtig ersetzt durch den vorschriftsmässigen Umweg ins Bett über die Legalisierungs-Rituale des Elternsegens und der Hochzeit: «Komm mit mir in meines Vaters Schloss, du sollst meine Gemahlin werden.» Schliesslich ersetzen die selbsternannten Zensoren Grimm und Grimm – wie in allen Märchen – die Mutter durch die «Stiefmutter». Zwar ist auch dieser Eingriff eine Fälschung, aber die einzige, die mit einigem Recht vertreten werden kann. Denn tatsächlich war zu dieser Zeit die Revolution des Kindheitstraumschemas durch das zur Macht gelangte Bürgertum so weit vollzogen, dass die die Kinder deprivierenden Raub- und Rabenmütter der Vergangenheit angehörten. («Stief» kommt von mhd. «bistiufen» = berauben.)

Das bürgerliche Kindheitstraumschema

Während aufgrund der hohen Sterblichkeitsrate – vor allem der Mütter – und der geringen allgemeinen Lebenserwartung das Kind der vorbürgerlichen Welt schon als Kind vom Tode mehr wusste, als zum Leben gut ist, setzt das Bürgertum in einem mehrere Jahrhunderte währenden Prozess etwa um 1800 ein Schema durch, das dem Kind ein völlig gegenteiliges Schicksal beschert. Das Kind wird als Kind entdeckt und damit als ein eigenes Wesen. Auch dieses neue leibliche Schicksal kann nicht losgelöst gesehen werden von der Erfindung einer ganz neuen Ökonomie. Das Konzept der bürgerlichen Wirtschaft unterschied sich von der mittelalterlich-feudalen Ökonomie dadurch, dass es die überschüssigen Energien nicht unproduktiv verschwendete, sondern dass es alle verfügbaren Ressourcen immer aufs neue in den Produktionsapparat einfliessen liess, so dass dieser sich in eine bis heute andauernde Wachstumsprogression, ja -explosion zu entladen begann. Die diesen Dynamismus an der leiblichen Basis ermöglichende Neuerfindung, die leibliche Ökonomie also, ging – je nach Standpunkt – entweder als Innerlichkeit, als Subjektivismus, Idealismus, Irrationalismus, Ödipuskomplex oder Dialektik der Aufklärung in die Geistesgeschichte ein. Konkret betrachtet, entsprach diesem Symptomkomplex als Brutstätte die Gatten- oder Kleinfamilie mit einer auf Intimität und Exklusivität zugeschnittenen neuen Wohnarchitektur, die überhaupt erst das möglich machte, was zum Anfang und Anstoss der neuen Triebökonomie wurde: Die Durchbrechung des Zärtlichkeitstabus. Die Folge ist, dass sich die «zwei Seelen», die das Menschenkind seit Adams Tagen in *einer* Brust hat, ganz anders organisieren. Wurde im feudalen Kindheitstraumschema das Allianzgesetz (die Verwandtschaftsregelung) mit der Inzestschranke streng beachtet, so kommt es im Bürgertum zu einer im strengen Sinne dialektischen Überlagerung von Gesetz und Sexualität. Dazu schreibt Foucault:

> Diese Verhäkelung von Allianz und Sexualität in der Familie macht einige Tatsachen verständlich: dass die Familie seit dem 18. Jahrhundert ein obligatorischer Ort von Empfindungen, Gefühlen, Liebe geworden ist; dass die Sexualität ihre bevorzugte Brutstätte in der Familie hat; und dass sie sich aus diesem Grunde «inzestuös» entwickelt. Mag sein, dass in den von den Allianzdispositiven be-

herrschten Gesellschaften das Inzestverbot eine funktionell unerlässliche Regel ist. Aber in einer Gesellschaft wie der unseren, in der die Familie der aktivste Brennpunkt der Sexualität ist und in der die Anforderungen der Sexualität die Existenz der Familie erhalten und verlängern, nimmt der Inzest aus ganz anderen Gründen und auf ganz andere Weise einen zentralen Platz ein: hier wird er ständig bemüht und abgewehrt, gefürchtet und herbeigerufen – unheimliches Geheimnis und unerlässliches Bindeglied. Sofern die Familie als Allianzdispositiv funktioniert, ist der Inzest streng verboten, und gleichzeitig wird er ständig in Anspruch genommen, damit die Familie der Dauerbrennpunkt für die Sexualität bleibt. Wenn sich das Abendland seit über einem Jahrhundert dermassen für das Inzestverbot interessiert, wenn man darin fast einmütig ein gesellschaftliches Universale und einen notwendigen Durchgangspunkt zur Kultur sieht, so liegt das vielleicht daran, dass man hierin ein Mittel sah, um sich nicht gegen ein Inzestverlangen, sondern gegen die Ausweitung und die Konsequenzen des Sexualitätsdispositivs zu wehren, das man eingesetzt hatte, das aber neben vielen Wohltaten den Nachteil barg, die Gesetze und die Rechtsformen der Allianz zu ignorieren (11).

Der französische Begriff «dispositif» meint hier die Vorkehrungen, die eine bestimmte (strategische) Operation erlauben. Im Mittelalter wurde die kindliche Sexualität weder als Problem gesehen noch als Möglichkeit einer Machtentfaltungsstrategie. Wenn die Kinder reif waren, wurden sie möglichst schnell verheiratet. Dann erst kam es zur Überwachung (Codierung) des ehelichen Verkehrs durch die Beichte. Die Entdeckung des Kindes als Kind und die Bereicherung seiner affektiven Energien aber wirft Steuerungs- beziehungsweise Codierungsprobleme auf. Foucault beschreibt das bürgerliche Kindheitstraumschema als ein Sexualisierungs-, man könnte auch sagen Ödipalisierungssystem, in dem ungeahnte Körperenergien dadurch freigesetzt werden, dass die Eltern sich aufgrund der wohnlichen Intimität zum einzigen innigen Liebesangebot an das Kind machen, wodurch sie (für das Industriesystem notwendige) Lern- und Verhaltensleistungen hervorlocken, zu denen das vorbürgerliche deprivierte Kind nicht fähig war. Doch ergibt sich aus der neuen Körperenergie für die Eltern ein dialektisches Problem. Der mit Liebe hervorgelockten leiblichen Energie müssen sie, schon aufgrund des Inzesttabus, zugleich bremsend (versagend) begegnen, weshalb im bürgerlichen Kindheitstraumschema das einsetzt, was Foucault «die Pädagogisierung des kindlichen Sexes» nennt, mit der Konsequenz, dass die Eltern und Erzieher, die Ärzte und (später) die Psychologen den zugleich kostbaren und gefährlichen Sexualtrieb in die stete Obhut nehmen und einen Krieg gegen die Onanie beginnen, der im Abendland fast zwei Jahrhunderte dauerte.

Zärtlichkeit und Versagung: Struwwelpeter und Anti-Struwwelpeter

Kinderbuch-Höhepunkt dieses Krieges ist Dr. Hofmanns berühmter «Struwwelpeter», wo der bürgerlich sexualisierte Daumenlutscher-Konrad, allein gelassen in seinem Zimmer, die geliebte Mutti herbeilutscht, die dann auch sogleich erscheint, aber als Strafangst in Gestalt des «Schneiders mit der Schere»; das heisst die Figurenspaltung in die liebe Mutti und den streng strafenden «Schneider» mystifiziert die innersubjektive Dialektik der *einen* Mutter, die beide Funktionen in Personalunion zu vertreten hat.

Wenn K. F. Waechter seinen «Anti-Struwwelpeter» auf der (vor allem durch Wilhelm Reich verbreiteten) Repressionshypothese aufbaut, so verfährt er undialektisch und damit verfälschend. Denn es ist doch keineswegs so, dass die Pädagogisierung der kindlichen Sexualität «aus bürgerlicher Sorge nicht zu begründen» gewesen wäre (12), im Gegenteil. Sie war Voraussetzung für das Funktionieren des bürgerlichen Kindheitstraumschemas. Wenn Waechters Anti-Konrad seine ganze Strassenfreundesschar ins Haus lässt und mit ihr vor «Mutterns Hausaltar» gemeinsam daumenlutscht, so mag darin auf den ersten Blick ein Akt kindlicher Solidarität und Befreiung von Elternautorität gesehen werden, eine Demonstration des Lustprinzips, zumal der «Schneider» mit Schinkengrieben vereint zur Strecke gebracht und seiner Hosen beraubt wird. Sieht man aber genauer hin, so fallen zwei Verhaltensmerkmale der Kinder auf, die den Titel «Anti-Struwwelpeter» nicht rechtfertigen. Erstens ist das kollektive Daumenlutschen, weil es demonstrativ vor dem mütterlichen Hausaltar geschieht, nichts als ein zelebrierter Trotz, wodurch gerade die seelische Abhängigkeit von den Mächten, gegen die man sich auflehnt, manifest wird. Zweitens deutet die Art, wie jedes Kind seinen eigenen Daumen still für sich geniesst, darauf hin, dass jedes zwanghaft einer autistischen Form von Sexualität frönt, weshalb alle Kinder im Grunde nichts weiter sind als die serielle Vermehrung des einen Hofmannschen Daumenlutscher-Konrad. Der einzige «Fortschritt» gegenüber dem klassischen Struwwelpeter besteht darin, dass die herbeigelutschte Strafangst nicht mehr ernstgenommen wird. Damit aber rennt Waechter offene Türen ein. Denn die Enttabuisierung der Onanie hängt unter anderem wesentlich damit zusammen, dass die strenge häusliche Abschirmung, die in den vergangenen Jahrhunderten über das bürgerliche Kind notwendig verhängt wurde, um es von den «verrohenden» Einflüssen einer mehrheitlich rückständigen Umwelt fernzuhalten, im 20. Jahrhundert aufgrund des progressiven Verbürgerlichungsprozesses der Gesamtbevölkerung aufgehoben werden konnte, wozu die Institutionen Kindergarten, Schule, Vereine sowie freie Formen der Kinder- und Jugendgruppenbildung erheblich beigetragen haben. Die durch das Bürgertum erfundene ganz neue Ökonomie des Geschlechtlichen darf also keineswegs einseitig als repressiv geschildert und denunziert werden. Eine solche a-historische Betrachtung verkennt, welche Möglichkeiten das Bürgertum dem Kind erstmalig als Kind gegeben hat. Foucault macht in diesem Zusammenhang einen gewichtigen Einwand gegen Reichs Repressionshypothese, nach der sich die kontrollierte Einschaltung des Körpers in die Produktionsapparate des kapitalistischen Industriesystems auf dem Wege der Einschränkung der Lust der unteren Klassen vollzogen habe. Vielmehr scheint es so gewesen zu sein, dass die die Herrschaft übernehmende bürgerliche Klasse die neue Politik des Körpers zuerst einmal an sich selbst versuchte, ehe sie im 19. und auch noch im 20. Jahrhundert eine entsprechende Moralisierung und damit bürgerliche Sexualisierung und Dynamisierung des Proletariats (der bösen Erbschaft des Feudalsystems) unternahm. Zusammenfassend gesagt: Waechters «Anti-Struwwelpeter» ist nicht wunschproduktiv, überschreitet nicht die Realität in Richtung auf schöpferische Formen der Kindergruppenbildung zur Begründung einer kindgemässeren Kultur.

Feudales und bürgerliches Kindheitstraumschema

Vergleicht man das vorbürgerlich-feudale Kindheitstraumschema mit dem bürgerlichen, so lässt sich folgendes sagen: das bürgerliche Kleinfamiliensystem bringt im Erziehungsprozess eine Psychologie entfesselter *und* zugleich kontrollierter «Innerlichkeit» zur Anwendung, die dem Feudalsystem fremd war. Der mit Liebe aufgeladene Körper nimmt sich mit Lust und Liebe kategorisch selbst in die Pflicht

und funktioniert als «Selbstzwangsapparat» (13) *autodynamisch*. Ganz anders der feudal geprägte deprivierte Körper. Aufgrund der Trennung von Herr und Knecht, die auch das adelige Kind zunächst erleidet, funktioniert er *heterodynamisch*. Es bedarf des Stocks und des Schocks und paranoischer Massenphantasien (von Ketzern, Hexen, Geistern, Teufeln usw.), vor allem aber einer unbarmherzigen Rechtsprechung, die an dem Grundsatz der Vergeltung (des Schuld-Sühne-Mechanismus des «Auge um Auge, Zahn um Zahn») unbarmherzig festhält. Entsprechend funktioniert die vorbürgerliche Pädagogik als Vergeltungspädagogik: der «Sünde» folgt die harte Busse. Wir wissen, dass die bürgerliche Aufklärung das Vergeltungsprinzip in der Justiz durch den therapeutischen Rechtsgedanken (der Resozialisierung) abgelöst hat und den Stock durch eine kindgemässere verstehende Pädagogik. Das aber wurde möglich durch die Interiorisierung des «Gesetzgebers» in das Triebsystem des bürgerlichen Menschenkindes selbst. Während den feudal geprägten Menschen mangelnde Triebbeherrschung kennzeichnete mit der Konsequenz gesetzlicher Überwachungsformen, zeichnet sich der bürgerliche Mensch dadurch aus, dass er das Gesetz mehr und mehr durch die (interiorisierte, verinnerlichte) Norm ersetzt hat.

Die Dialektik von Zerwürfnis und Wunsch in zwei Kinderbüchern

Die Kenntnis dieser sozialhistorischen und psychogenetischen Zusammenhänge macht es möglich, sowohl die Kinderbücher der Vergangenheit als auch die unserer Zeit besser zu begreifen und zu bewerten. Um im Rahmen des hier Möglichen wenigstens noch den wunschproduktiven Aspekt – also die Fruchtbarmachung der Urerfahrung des ersten Lebensjahres – zu verdeutlichen, sei kurz auf Defoes «Robinson Crusoe» hingewiesen.

Robinson Crusoe

In Robinson, einem der Mutter liebevoll zugewandten jungen Menschen, ist die Kraft der primären Ich-Erfahrung des ersten Lebensjahres (14) so stark, dass er dem besitzbürgerlichen Geist des Vaters direkt und in sich selbst widerspricht und Seemann wird. Die Insel als das ihm unbewusste Wunschziel, auf die er als Schiffbrüchiger verschlagen wird, ist, nach seinem eigenen Eingeständnis, ein «Eiland des Glücks», abgesondert «von aller Bosheit der Welt», ist das Urbild einer ungeteilten, alles schenkenden «materia», ist Metapher des Mütterlichen. Das aus den Zerwürfnissen entlassene Ich des Schiffbrüchigen weitet sich aus zu einer ganzen runden (Insel-) Welt mit fliessenden Rändern; Ich und Insel bilden ein Verhältnis, das die «totale Form des Körpers» erlaubt. Entsprechend ist der «Dialog» zwischen Robinson und dem «Leib», der ihm das Leben schenkt, von paradiesischer Symmetrie. Robinson ist in ein imaginäres Mutterterritorium zurückgekehrt und spielt ein faszinierendes soziales Experiment durch. Wichtig dabei ist, dass die Regression zum «Urquell» nicht nur Glück bedeutet. Robinson nennt das Eiland des Glücks zugleich «Eiland der Verzweiflung». Eine innersubjektive Dialektik teilt sich dem Leser mit, die darauf hinweist, dass der Held bürgerlich erzogen worden ist. So sehr er dem besitzbürgerlichen Vatergeist entrückt ist, so sehr holt dieser strenge Geist ihn dennoch in seiner Einsamkeit ein: und zwar als Angsttraum eines strafenden Gottes, in dem die bürgerliche Selbstzwangsapparatur manifest wird. Die Folge ist, dass Robinson sich vornimmt, nicht bloss zu leben, sondern nach einem geregelten Tagesplan sich selbst in die Pflicht zu nehmen und zu arbeiten. Die Faszination, die bis heute von dem Roman ausgeht, beruht darauf, dass Robinson der Inselwildnis die zivilisatorische Einschrift seines Körpers in so hervorragend polytechnischer Weise einprägt, dass der Roman zugleich als Erfolgsbericht der neuen bürgerlichen Triebökonomie gelesen werden muss. Zugleich aber erweist sich das, was das Bürgertum zum Zwecke seiner neuen Ökonomie in Dienst genommen hat: die frühe Kindheit, in Robinson als produktiver Störfaktor. Die Zerwürfnis schaffenden Zwänge: Arbeitsteilung (Herrschaft), Geld, Warenverkehr werden ausser Kraft gesetzt, vor allem der Faktor Zeit: Zeit ist nicht mehr antreibende und auszehrende Geissel im Produktionsprozess, sondern sie bewahrt ihren Überflusscharakter. Zeit hört auf, Geld zu sein. Ein Kind, das lesend zum «Robinson» wird, liest sich nicht nur ein in die Dialektik des bürgerlichen Zerwürfnisschemas, sondern es liest sich mittels der Inselmetapher vor allem Mut an zu seinen eigenen Wünschen, so wie Robinson sich als Bürgersohn und Sklavenhändler, als Herr über den Wilden Freitag usw. selbst widerspricht in seiner Inselsehnsucht.

Wo die wilden Kerle wohnen

Auch die Berühmtheit eines ganz modernen Kinder-(bilder-)buches, Maurice Sendaks «Wo die wilden Kerle wohnen» (Diogenes), hat ihr Geheimnis darin, dass das Buch dem Wunschtrieb des Kindes zu sich selbst statt zu den vorgeschriebenen Wünschen Rechnung trägt. Das sinnlich dynamisierte und zugleich in die engen Grenzen bürgerlicher Wohnkultur eingesperrte Kind Max wird zur Plage seiner selbst wie seiner Bezugspersonen. Die überschüssigen Körperenergien werden auch da, wo sie konstruktiv sein wollen, destruktiv aus Mangel an sinnvollen Verausgabungskonzepten. Was im Erziehungsprozess in Max eingesprochen worden ist, spricht er, zum Subjekt der allgemeinen Rede geworden, gegen die Mutter aus sich heraus: «Ich fresse dich auf». Womit er das bürgerliche Zerwürfnisschema von Strenge und Zuneigung, Liebe und Aggression beziehungsweise das Paradoxon des Zum-Fressen-Gernhabens als zum Habitus geworden manifestiert. Der Wolfpelz, den Max trägt, wird zum Zeichen der dem Zerwürfnisschema angepassten Aussenhaut des sozialen Ich, der Ich-Behauptung gegen den Nächsten (und sei es symbolisch als Erhängen des Stofftieres oder als Verfolgen des Hundes). Doch ist nicht nur die sekundäre Mutter, die Repräsentantin der kollektiven Norm, in Max' Triebnatur gegenwärtig, sondern auch die primäre des ersten Lebensjahres; und dies so sehr, dass das Selbst des Kindes wunschproduktiv wird und im Traum die engen Grenzen seines phantasielosen Zimmers sprengt. Das erlöste Ich-Selbst geht auf Fahrt, Schiff und Welle werden zur totalen Form des Körpers, Max wohnt nun ganz in seinen Wünschen. Die wilden Kerle, Metaphern der erschreckenden Zärtlichkeit der Erwachsenenwelt, werden besiegt: das Grosse wird klein, das Kleine macht sich zum Souverän über die Leib und Leben hemmenden Gewalten. «Es gibt Spiele, die Kinder erfinden müssen, um gegen die entsetzlichen Tatsachen der Kindheit anzukämpfen, gegen die Furcht, die Wut, den Hass... Um sich wehren zu können, schalten Kinder um auf Phantasie... Max wird mit Hilfe der Phantasie die Wut auf die Mutter los.» Dies sagt Sendak selbst, als er Amerikas höchste Auszeichnung für Kinderliteratur, die «Caldecott Medal» erhält.

Anmerkungen

(1) Vgl. «Hört ihr die Kinder weinen, Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit» (Hg.): Lloyd de Mause, Frankfurt 1977.

N. Elias: «Über den Prozess der Zivilisation», 2 Bde. Frankfurt 1977.

(2) R. A. Spitz: Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1974.

(3) B. Hassenstein: Verhaltensbiologie des Kindes, München, Zürich 1973, S. 374.

(4) Bruno Hillebrand: Der Garten des «Grünen Heinrich», DVjs 3/1971, S. 570 ff.

Adolf Muschg: Gottfried Keller, München 1977, S. 111, S. 255 ff.

(5) Jacques Lacan: Schriften 1, Frankfurt 1975.

Jean Piaget, Bärbel Inhelder: Die Psychologie des Kindes, Frankfurt 1977, S. 49 ff.

(6) G. Bataille: Die Aufhebung der Ökonomie, München 1975, S. 149 ff.

(7) Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Vollst. Ausg. i. d. Urfassung (Hg.): Friedrich Panzer, Wiesbaden (Vollmer).

(8) Iring Fetscher: Wer hat Dornröschen wachgeküsst? Das Märchenverwirrbuch, Frankfurt 1975.

(9) Bruno Bettelheim: Kinder brauchen Märchen, Stuttgart 1977.

(10) R. Kreis: Die doppelte Rede des Franz Kafka, Paderborn 1976 u.: Ästhetische Kommunikation als Wunschproduktion, Goethe – Kafka – Handke. Literaturanalyse «am Leitfaden des Leibes», Bonn 1978.

(11) Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit, Der Wille zum Wissen, Frankfurt 1977, S. 131.

(12) Zitiert aus: D. Richter/J. Vogt: Die heimlichen Erzieher: Kinderbücher und politisches Lernen, die gleich Waechter die Repressionshypothese teilen.

(13) N. Elias: Prozess der Zivilisation, Bd. 2, S. 397 f.

(14) R. Kreis: Ästhetische Kommunikation, a. a. O., S. 23 ff.

Christa Wolf, *1929:

Tabula rasa

[. . .]

Leisten wir uns ein Gedankenexperiment. Eine Kraft, nicht näher zu bezeichnen lösche durch Zauberschlag jede Spur aus, die sich durch Lesen von Prosabüchern in meinem Kopf eingegraben hat.

Was würde mir fehlen?

Die Antwort ist nicht nur mörderisch; sie ist auch unmöglich. Wenn einer sie geben könnte, wüsste man Genaueres über die Wirkungen von Literatur.

Beginne ich in mir abzutöten: das makellose, unschuldig leidende Schneewittchen und die böse Stiefmutter, die am Ende in den glühenden Pantoffeln tanzt, so vernichte ich ein Ur-Muster, die lebenswichtige Grundüberzeugung vom unvermeidlichen Sieg des Guten über das Böse. Ich kenne auch keine Sagen, habe mir nie gewünscht, an der Seite des hürnenen Siegfried dem Drachen gegenüberzutreten; niemals bin ich vor einem Rauschen im finsteren Wald erschrocken: Rübezahl! Die Tierfabeln habe ich nie gelesen, ich verstehe nicht, was das heissen soll: «listig wie ein Fuchs», «mutig wie ein Löwe». Eulenspiegel kenne ich nicht, habe nicht gelacht über die Listen der Schwachen, mit denen sie die Mächtigen besiegen Die Sieben Schwaben, die Schildbürger, Don Quijote, Gulliver, die Schöne Magelone – hinweg mit ihnen. Weg mit dem ohnmächtig donnernden Zeus und der Weltesche Yggdrasil, weg mit Adam und Eva und dem Paradies. Nie ist eine Stadt mit Namen Troja um einer Frau willen bestürmt und eingenommen worden. Nie hat ein Doktor Faustus mit dem Teufel um seine Seele gerungen.

Arm, ausgeplündert, entblösst und ungefeit trete ich in mein zehntes Jahr. Brennende Tränen sind ungeweint geblieben; der Hexe im Märchenbuch wurden nicht die Augen ausgekratzt; die jubelnde Erleichterung über die Rettung eines Helden habe ich nicht kennengelernt; nie bin ich zu den phantastischen Träumen angeregt worden, die ich mir im Dunkeln erzähle. Ich weiss nicht, dass Völker verschieden sind und doch einander ähnlich. Meine Moral ist nicht entwickelt, ich leide an geistiger Auszehrung, meine Phantasie ist verkümmert. Vergleichen, urteilen fällt mir schwer. Schön und hässlich, gut und böse sind schwankende, unsichere Begriffe.

Es steht schlecht um mich.

Wie soll ich ahnen, dass die Welt, in der ich lebe, dicht, bunt, üppig, von den merkwürdigsten Figuren bevölkert ist? Dass sie voller Abenteuer steckt, die ausgerechnet auf mich gewartet haben?

Kurz: der Gang zu den Müttern hat nicht stattgefunden, aus den Quellen ist nicht getrunken worden, das Mass für Menschen und Dinge wurde nicht gesetzt. Die verpassten Erschütterungen sind nicht nachholbar. Eine Welt, die nicht zur rechten Zeit verzaubert und dunkel war, wird, wenn das Wissen wächst, nicht klar, sondern dürr. Fad und unfruchtbar sind die Wunder, die man seziert, ehe man an sie glauben durfte.

Unersetzbar vor allem die Erfahrung, dass die Fülle des Lebens nicht ausgeschöpft ist durch die wenigen Handlungen, die wir zufällig tun dürfen. Unsagbar verödet ist eine menschliche Existenz, die sich selbst, vergleichend, nicht als Gleichnis nehmen, sich keinen Ort finden kann in dem beispiellosen Zug der Menschheit aus dem Dickicht in die ersehnte Ordnung – nennen wir sie, mit einem altväterischen Wort, «Gesittung». So, ungebildet im tiefsten Sinn des Wortes, stehe ich vor einer heiklen Etappe. Das Experiment, vor dem wir mit gutem Grund in Gedanken zurückschreckten, ist ja in Wirklichkeit an meiner Generation verübt worden. Lückenloser kann die Absperrung von aller Literatur der Zeit nicht erdacht werden, als sie uns zugefügt wurde, bis zu unserem sechzehnten Jahr.

[. . .]

Von nun an, sehe ich, kann ich die Opfer nicht mehr mit Namen nennen; kein Grüner Heinrich, kein Werther und kein Wilhelm Meister haben meinen Weg gekreuzt, Julien Sorel sei mir unbekannt geblieben wie Madame Bovary und Anna Karenina: Nein; so kann ich nicht fortfahren. Einmal müsste sie geschrieben werden, die sonderbare, sprunghafte Lesegeschichte meiner Generation; vielleicht gäbe sie einen Anhaltspunkt für Unausgeglichenheiten und Unsicherheiten, die nicht leicht zu erklären sind.

Aber für mich hat es ja den ganzen «Nachholbedarf» nicht gegeben. Ich, als Nicht-Leser, habe nicht betäubt vor den Listen von Namen und Titeln gestanden, die mir fremd waren. Ich habe mich nicht in die schlecht ausgestatteten Pappbände der Nachkriegsjahre hineingefressen. Was habe ich also in den Tau-

senden von Stunden gemacht, die nun nachträglich frei geworden sind, da es für mich keine Bücher gab?

[...]

Tabula rasa. Ich bin am Ende. Mit den Wurzeln ausgerissen, ausgelöscht in mir eines der grossen Abenteuer, die wir haben können: vergleichend, prüfend, sich abgrenzend allmählich sich selbst sehen lernen. Sich messen an den deutlichsten Gestalten aller Zeiten. Nichts davon. Verblasst das Zeitgefühl, da es nicht wirklich geweckt wurde. Die eigenen Konturen, anstatt deutlicher zu werden, lösen sich auf; das Bewusstsein, anstatt sich zu klären, verschwimmt.

Die Verwilderung wird zunehmen.

Denn nun muss man weitergehen. Die feineren, schwer beweisbaren Wirkungen gilt es auszutilgen, die dauernder Umgang mit Büchern hervorbringt: die Übung und Differenzierung des psychischen Apparats; Schärfung der Sinne; Erweckung der Beobachtungslust, der Fähigkeit, Komik und Tragik von Situationen zu sehen; Heiterkeit aus Vergleich mit Vergangenem zu ziehen; das Heroische als die Ausnahme zu würdigen, die es darstellt; und das Gewöhnliche, das sich immer wiederholt, gelassen zur Kenntnis zu nehmen und womöglich zu lieben. Vor allem aber: zu staunen; unaufhörlich zu staunen über seinesgleichen und sich selbst.

Aber *ich habe nicht gelesen.*

Nicht nur meine Vergangenheit ist mit einem Schlag geändert: meine Gegenwart ist dieselbe nicht mehr. Nun bleibt das Letzte zu tun: auch die Zukunft zu opfern. Ich werde niemals ein Buch lesen. Der Schrecken, der in diesem Satz steckt, berührt mich, den Nicht-Leser, nicht.

Denn ich, ohne Bücher, bin nicht ich.

Aus: Lesen und Schreiben. Sammlung Luchterhand 90, 3. Auflage 1978.

Texte von Jürgen (8 Jahre)

Die Geschichte vom alten Kirschbaum

Es war einmal ein alter Kirschbaum, der stand auf einer grossen Wiese neben einem Garten. Er war so hoch und breit, dass er weithin zu sehen war. Als die vielen Kirschen an ihm leuchteten, kamen Schwärme von Eichelhähern jeden Morgen zum Frühstück angeflogen und frassen sich satt. Man hörte sie vor Freude kreischen. Wenn sie satt waren, flogen sie wieder in den Wald.

Die Ente und die Nähnadel

Eine Ente zog einen Wagen herum, da kam eine Nähnadel und sagte: «Nimm mich mit, ich bin so faul und mag nicht mehr laufen.» «Was?», sagte die Ente, «und ich soll den schweren Wagen und noch Dich ziehen, das geht zu weit!» «Halt' an und lass' mich rein oder ich stech' Dich!»

So hielt die Ente an und sagte: «Steig' ein, meine Herrschaft!» Da zog die Ente, und eins, zwei, schwapp, hob sie sich in die Luft und sie flog weit über einen See. Da fiel die Nähnadel ins Wasser.

Da kam eine andere Ente und zerbiss die Nähnadel entzwei.

Die Geschichte von den vier Brotkrümelchen

Ich hatte einmal vier Brotkrümelchen in der Hand, die waren so klein, dass sie aus meiner Hand herauskonnten, und sie haben gedacht, sie wollen einmal in die Freiheit – und schlüpften aus dem Spalt heraus. Da kamen sie auf die Strasse; die Strasse war sehr breit. Die drei sind auf der Seite gelaufen, das kleinste in der Mitte; da kam ein Auto angerast und hupte: der Autofahrer hatte die Fensterscheibe offen, und ein Brotkrümelchen rief: «Du spinnst!» Und weil das Brotkrümelchen das gesagt hatte, fuhr der Autofahrer einfach über das Brotkrümelchen drüber. Dieses aber lachte und sagte: «Du hast mich gar nicht überfahren, Du bist danebengeraten.» Und so gingen sie weiter. Da kamen sie zu einer Kirche. Die Kirche war sehr gross. Und es war Sonntag. Und der Pfarrer spielte Orgel, und die Brotkrümelchen schlüpften durch einen Spalt in die Kirche hinein, und die Kirche war zu Ende. Die Leute traten auf die Brotkrümelchen, aber diese waren immer noch am Leben. Die vier Brotkrümelchen gingen auch aus der Kirche heraus. Und nachher fanden sie auf der Strasse eine Hunderternote, sie wollten in den Konsum gehen und fragten sich, wie sie die Note tragen sollten. Da waren auf der Strasse viele Ameisen, da fragte das jüngste: «Tragt ihr Ameisen bitte die Hunderternote uns in den Konsum?» Die Ameisenkönigin sagte ja. Und da kamen alle kleinen schwarzen Ameisen, und sie trugen ihnen den Geldschein in den Konsum. Dort haben sie tausend Brote gekauft. Und die Ameisen warteten draussen. Nachher fragten die Brotkrümelchen die Ameisen: «Könnt ihr uns das Brot auseinanderbeissen in grosse und kleine Krümelchen?» Die Ameisen taten es. Und ein Brot durften die Ameisen haben. Und die vielen Millionen Brotkrümelchen und die siebzig Ameisen haben das Brot fortgeschoben und -getragen, und so lebten die Brotkrümelchen und die Ameisen zusammen, und am nächsten Sonntag gingen sie zusammen in die Kirche.

*

Die Blumen sind die Augen Gottes.

Wer manches glaubt, der wird gescheit,
wer alles glaubt, der wird dumm.

Bildbetrachtung / Bildbeschreibung / Bildbesprechung – Kritik und Programm. Projekt Deutschunterricht 10, Kommunikative Übungen – Sprachgebrauch. Metzler 1976.

Unterrichtsbeispiel aus einer ostschweizerischen Primarschule.

Vom klassischen Liebesgedicht zur Intimwerbung. Das Genre und die Rolle der Frau zwischen Libido und Ökonomie. Projekt Deutschunterricht 11, Kommunikationsanalyse I – Sprachbetrachtung. Metzler 1976.

Unterrichtsmodell, das motivgeschichtlich die Wandlung der Wahrnehmungsverhältnisse und die Verkehrung emanzipativer in manipulative Absichten aufzuzeigen versucht.

Verschiedene kleinere Arbeiten, darunter Aspektanalyse zu Georg Brittings Gedicht «Der Hahn», in: *Zum Thema Tier im Unterricht.* Schulpraxis/SLZ 35/1978.

Kurzbeispiel für die Integration stilistischer, sozialkultureller und psychogenetischer Faktoren in der Literaturdidaktik.

Rudolf Kreis

Fabel und Tiergleichnis und *Geschichten zum Nachdenken.* In: Projekt Deutschunterricht 1. Metzler Verlag, Stuttgart 1971.

Annette von Droste Hülshoffs «Judenbuche» – Versuch einer sozialkritischen Betrachtung und *Geschichten zum Nachdenken.* In: Projekt Deutschunterricht 6. Metzler 1974.

Gottfried Keller: Romeo und Julia auf dem Dorfe – Primärtext und Materialien zur historisch-soziologischen Erschliessung. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt 1974.

Dazu Begleitband für Lehrer:

Bredella / Bürger / Kreis: *Von der romantischen Gesellschaftskritik zur Bejahung des Imperialismus – Tieck / Keller / Kipling.*

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt 1974.

Die doppelte Rede des Franz Kafka – eine textlinguistische Analyse. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 1976.

Untersucht den Zusammenhang der «kafkaesken» Sprache mit den Kindheitserfahrungen des Dichters.

Ästhetische Kommunikation als Wunschproduktion. Goethe – Kafka – Handke. Literaturanalyse am «Leitfaden des Leibes». Bouvier Verlag Herbert Grundmann, Bonn 1978.

Ausgehend von der These Nietzsches, dass sich dem *Leib* die Ereignisse des Lebens von frühester Kindheit an «einschreiben», wird das Sprachkunstwerk gedeutet als «Herausschrift» (Erinnerung) dieser Ereignisse aus dem Unbewussten. Diese Herausschrift ist ihrer Form nach ein widersprüchlicher (doppelter) Text: er ist sowohl Herausschrift der eingeschriebenen kulturellen Normen und Gesetze als auch der diesen Normen entgegenstehenden tiefsten Wünsche.

Liste der lieferbaren Hefte der «Schulpraxis» (Auswahl)

Nr.	*Monat*	*Jahr*	*Preis*	*Titel*
5	Mai	71	2.—	Der Berner Jura – Sprache und Volkstum
6	Juni	71	3.—	Tonbänder, Fremdspracheunterricht im Sprachlabor
7/8	Juli/Aug.	71	2.—	Auf der Suche nach einem Arbeitsbuch zur Schweizergeschichte
9/10	Sept./Okt.	71	2.—	Rechenschieber und -scheibe im Mittelschulunterricht
11/12	Nov./Dez.	71	3.—	Arbeitsheft zum Geschichtspensum des 9. Schuljahrs der Primarschule
1	Januar	72	1.50	Von der menschlichen Angst und ihrer Bekämpfung durch Drogen
2	Februar	72	1.50	Audiovisueller Fremdsprachenunterricht
3	März	72	2.—	Die Landschulwoche in Littewil
4/5	April/Mai	72	3.—	Das Projekt in der Schule
6/7	Juni/Juli	72	4.—	Grundbegriffe der Elementarphysik
8/9	Aug./Sept.	72	3.—	Seelenwurzgrat – Mittelalterliche Legenden
10/11/12	Okt.–Dez.	72	4.—	Vom Fach Singen zum Fach Musik
1	Januar	73	3.—	Deutschunterricht
2/3	Febr./März	73	3.—	Bücher für die Fachbibliothek des Lehrers
4/5	April/Mai	73	3.—	Neue Mathematik auf der Unterstufe
6	Juni	73	2.—	Freiwilliger Schulsport
9/10	Sept./Okt.	73	3.—	Hilfen zum Lesen handschriftlicher Quellen
11/12	Nov./Dez.	73	3.—	Weihnachten 1973 – Weihnachtsspiele
1	Januar	74	2.—	Gedanken zur Schulreform
2	Februar	74	1.50	Sprachschulung an Sachthemen
3/4	März/April	74	3.—	Pflanzen-Erzählungen
5	Mai	74	2.—	Zum Lesebuch 4, Staatl. Lehrmittelverlag Bern
6	Juni	74	1.50	Aufgaben zur elementaren Mathematik
7/8	Juli/Aug.	74	3.—	Projektberichte
9/10	Sept./Okt.	74	2.—	Religionsunterricht als Lebenshilfe
11/12	Nov./Dez.	74	3.—	Geschichte der Vulgata – Deutsche Bibelübersetzung bis 1545
1/2	Jan./Febr.	75	3.—	Zur Planung von Lernen und Lehren
3/4	März/April	75	3.—	Lehrerbildungsreform
5/6	Mai/Juni	75	3.—	Geographie in Abschlussklassen
7/8	Juli/Aug.	75	3.—	Oberaargau und Fraubrunnenamt
9	September	75	1.50	Das Emmental
10	Oktober	75	3.—	Erziehung zum Sprechen und zum Gespräch
11/12	Nov./Dez.	75	3.—	Lehrerbildungsreform auf seminaristischem Wege
15/16	April	75	4.—	Schulreisen
5	Januar	76	3.—	Gewaltlose Revolution, Danilo Dolci
13/14	März	76	3.—	Leichtathletik
18	April	76	3.—	Französischunterricht in der Primarschule
22	Mai	76	3.—	KLunGsinn – Spiele mit Worten
26	Juni	76	3.—	Werke burgundischer Hofkultur
35	August	76	3.—	Projektbezogene Übungen
44	Oktober	76	3.—	Umweltschutz
48	November	76	3.—	Schultheater
4	Januar	77	3.—	Probleme der Entwicklungsländer (Rwanda)
13/14	März	77	3.—	Unterrichtsmedien
18	Mai	77	3.—	Korbball in der Schule
21	Mai	77	3.—	Beiträge zum Zoologieunterricht
26–31	Juni	77	3.—	Kleinklassen/Beiträge zum Französischunterricht
34	August	77	3.—	B. U. C. H.
39	September	77	3.—	Zum Leseheft «Bä»
47	November	77	3.—	Pestalozzi, Leseheft für Schüler
4	Januar	78	3.—	Jugendlektüre
8	Februar	78	3.—	Beiträge zur Reform der Lehrerbildung im Kt. Bern
17	April	78	3.—	Religionsunterricht heute
25	Juni	78	3.—	Didaktische Analyse
35	August	78	3.—	Zum Thema Tier im Unterricht
39	September	78	3.—	Australien
			2.—	Arbeitsblätter Australien (8 Blatt A4)
43	Oktober	78	3.—	Geschichte Berns 1750–1850, Museumspädagogik
			2.50	Arbeitsblätter (9 Blatt A4)
4	Januar	79	3.—	Lehrer- und Schülerverhalten im Unterricht
8	Februar	79	3.—	Die Klassenzeichnung
17	April	79	3.—	Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs

Die Preise sind netto, zuzüglich Porto (keine Ansichtssendungen)

Mengenrabatte: 4–10 Expl. einer Nummer: 20%, ab 11 Expl. einer Nummer: 25%

Bestellungen an: **Keine Ansichtssendungen**

Eicher+Co., Buch- und Offsetdruck

3011 Bern, Speichergasse 33 – Briefadresse: 3001 Bern, Postfach 1342 –Telefon 031 22 22 56

Schweizerische Lehrerzeitung

Wissen Sie, was ein Zweitleser ist?

Der Zweitleser hinkt also hintendrein. Oder kommt gar nicht an die wesentlichen Informationen heran. Weil er sogar Dritt- oder Viertleser der bereits arg zerzausten Ausgabe im Lehrerzimmer ist. Es lohnt sich bestimmt, die vielen interessanten Beiträge druckfrisch aus erster Hand vorgesetzt zu erhalten.

Lieber Zweitleser, leisten Sie sich die bescheidene Auslage für ein Abonnement!

Der Erstleser aber könnte einem Zweitleser unter die Arme greifen. Einem chronischen Ausleiher.

Das Geschenkabonnement wäre die gute Idee. Damit beweisen Sie die Wertschätzung, die Sie ihm entgegenbringen. Es gibt nur wenige Geschenke, die zu einem derart bescheidenen Preis so viel Freude bereiten.

COUPON Einsenden an: Schweizerische Lehrerzeitung, 8712 Stäfa, Postfach

☐ Ich bestelle ein Jahresabonnement 42 Hefte zum Preis von Fr. 34.– (Ich bin Mitglied des SLV)

☐ Fr. 44.– (für Nichtmitglieder)

Der Besteller:

Name: Vorname:

Strasse/Nr.: PLZ/Ort:

☐ Ich schenke dieses Jahresabonnement an:

Name: Vorname:

Strasse/Nr.: PLZ/Ort: